Biogr.
655

Louis-Ferdinand
Biogr.
655

<36603485900010

<36603485900010

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. G.
655

4597

Biogr. 655.

Biogr. 655

Anekdoten und Charakterzüge
aus
dem Leben des Prinzen
Louis Ferdinand von Preußen
mit
Hinsicht auf das Charaktergemälde desselben
in den vertrauten Briefen
über
das innere Verhältniß am Preußischen Hofe.

Zweite unveränderte Auflage.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1807.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Allen Deutschen

gewidmet.

Es ist erfreulich zu wissen, daß ein junger Mann, der auf dem Schlachtfelde als Held sein Leben endete, auch in seinem Privatleben ein edler, ein gutmüthiger, ein liebenswürdiger Mensch war.

Es ist wohlthätig, zu erfahren, was der Verstorbene, dessen Andenken wir ehren, Alles that, und wie er sich bei diesem und jenem Vorfall äußerte; selten nur begnügen wir uns damit, zu wissen, daß er diese oder jene ungewöhnliche Handlung zu begehen,

fähig war. Man will auch mehr aus dem Leben des Menschen von Ruf erfahren; man will ihn näher, man will ihn ganz kennen. Hatte er Verstand? War er feingebildet? War er witzig? Diese Fragen werden, wenn man von einer berühmten Person hört, häufig aufgeworfen. Ihre Beantwortung ist ein Zweck dieses kleinen Buches.

Sanft wird das Gemüth bewegt, lies't oder hört man von einem Fürstensohn, daß er da, wo er in die Pfade des Bürgerlebens trat, nun auch hier war, was er seyn wollte und sollte. Guter Wille und der Besitz der Mittel zur Ausführung, Güte und Kraft Hand in Hand sind zu unsern ohnmächti-

gen Zeiten in unserm Vaterlande eine so seltne, schöne Erscheinung, daß man ein Wesen, in dem sie sich vereinen, anbeten sollte; wenigstens kann man nicht oft genug daran erinnern, nicht oft genug das Gute von ihm sagen, damit die geschäfftige Verläumdung oder die blöde Unkunde ihres Zwekkes verfehle, das Herrliche zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn.

Fast jeder einigermaßen bedeutende Mann, — Krieger, Staatsmann, Gelehrter oder Künstler — fand einen Schriftsteller, welcher der Welt etwas von ihm oder über ihn sagte. Daß Prinz Louis kein ganz gewöhnlicher Mensch war, darüber ist in

ganz Deutschland nur eine Stimme, und darum weihe ich seinen Verehrern, denen, welche ihn näher kennen zu lernen wünschen, und jedem Deutschen diese Blätter. Mögen sie einen, wenn auch nur schwachen, Stützpunkt der feiernden Erinnerung an den Verewigten bilden.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Ueber Charaktere und deren Schilderungen. Seite 5
Was der Verfasser der vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe über Louis sagt. — 6
Widerlegung seines Urtheils. , — 7
Gerüchte überhaupt. , — 8
Hörensagen. , , , — 9
Quellen dieser Sammlung. , — 12

Jugendleben des Prinzen.

Seine Anlagen und Hauptzüge in seinem Charakter. , , — 12
Seines Gouverneurs Ausspruch über ihn. — 13
Sanfte Güte für seine Wärterinn. — 15
Freigebigkeit. , , — 17
Eigne Manier, eine Schildwache zu beschenken. , , , — 18
Louis und die arme Soldatenfrau. — 19
Seine Vorsätze. , , — 20

Freuden und Entschlüsse bei der ersten Militair-Uniform. ; ; Seite 20

Jünglingsjahre.

Er spielt im Concert für einen armen reisenden Musikus. ; ; — 23

Der Kronprinz, Louis und der Schauspieler Kaselitz. ; ; — 27

L. kauft für einen armen franz. Emigranten ein Haus und einen Materialladen um den Preiß von 10,000 Thalern in Preuß. Minden. ; ; ; — 29

L. schießt zur Uebung nach Thalern und — Hühner-Eiern. ; ; — 30

Seine Achtung für weibliche Tugend, und sein herrlicher Sieg über sich selbst. — 32

Er trägt einen verwundeten Bauerknaben auf sein eignes Bette, und läßt ihn heilen und verpflegen. ; ; — 38

Was ein ordentlicher Prinz alles verstehen soll. — 40

Der Spion. ; ; ; — 42

L's Gegenwart des Geistes bei dem Ausfall der Franzosen aus Mainz. ; — 45

Großmuth gegen den Feind. ; — 47

Wohlthätigkeit. ; ; — 47

Gute Behandlung seiner Diener ; — 49

und Soldaten ; ; — 50

deren Liebe für ihn ; ; — 51

und Hochachtung. ; ; — 52

Seine weltbekannte Bravthat bei der Belagerung von Mainz, wo er einen Oestreichischen gemeinen Soldaten vom Schlachtfelde trug. ; ; ; Seite 53
Beschreibung der Medaille, welche damals, ihm zu Ehren, geschlagen wurde. — 55
Er kommandirt den Sturm gegen eine Schanze und ist der Erste in derselben, — 56
bleibt thätig, trotz seiner bedeutenden Verwundung. ; ; ; — 58
Unterredung darüber mit dem Könige. — 59
Darf ein Preußischer Prinz in fremde Dienste treten? ; ; ; — 60
Die verbrannten Pferde. ; — 62
Liebe zu seinem Oheim. ; — 64
Verzeihung eines Betruges. ; — 65
Fester Wille. ; ; — 67
Außerordentliche Freigebigkeit. ; — 69

Mannesalter.

Die goldnen Adler. ; ; — 70
Wie der Prinz eine Kokette und einen Kuppler behandelte. ; ; — 72
Freimüthigkeit. ; ; — 75
Dito. ; ; ; — 76
L. und der Schauspieler B. ; — 78
Alte und neue Kriegskunst. ; — 79
Der Geist des Friedens. ; — 82
Thätige Menschenliebe mit Aufopferung. — 84

Strenge Rechtlichkeit. , , Seite 85
Sein Urtheil über Heinrich von Bülow. — 85
Aeußerung über Bedeutendheit. , — 86
Wie er über diesen Krieg dachte. — 87
Etwas von seinen Herzensangelegenheiten. — 89
Seine Vaterliebe. , , — 90
Seine Meinung über Kriegsliederdichter nach Gleim. , , , — 91

Sein Tod.

Geringe Zuverlässigkeit der Nachrichten über seine letzten Schicksale. , — 92
Sein Aufenthalt in Rudolstadt. — 93
Der Capellmeister Dussek. , — 93
Der Fürst Hohenlohe besucht ihn am 7ten Oktober. , , , — 94
Seine Verwandlung. , , — 95
Aeußerung darüber und Vorsatz. , — 95
Ritt nach Saalfeld. , , — 97
Die letzte Wahl. , , — 98
Sein Heldentod. , , — 99
Sein Grab. , , — 100
Schluß. , , , — 100

Anekdoten und Charakterzüge

aus dem Leben

des Prinzen Louis Ferdinand

von Preußen.

Einleitung.

Das Charaktergemälde eines Menschen zeichnen wollen, ist eine herkulische Unternehmung, und heißt den Cerberus aus der Unterwelt heraufziehen, wenn der Bildner nämlich daran denkt, sein Original als ganz gut oder ganz unwerth darzustellen.

Der Mensch ist das Geschöpf des wechselhaften Zufalles und der kreisenden Verhältnisse, ein Kamäleon: wie dort die Farbe der Umgebungen auf die Außenseite wirken, so impulsirt hier die Lage, der Drang der Umstände, der Augenblick und die Organisation auf das Innere, und sie schaffen — leider nur zu oft — nach Stunden aus dem Individuum ein anderes Geschöpf, als das, welches vor Kurzem dastand.

Begleite den strenge-Frommen, den Tugendhaften durch das Leben, siehe den Unbemerkten handeln, thun und treiben: lüge nicht, und

du gestehst, daß er hie und da und dort — von etwas überrascht, von einer Leidenschaft gedrängt — fehltrat. Thut er es nicht, so ist er ein verkörperter Engel, ein Halbgott, wie ihn der Geist unserer Jahrhunderte nicht erschafft, ein Heiliger, dem deine ungetheilte Ehrfurcht gebührt; aber ein Mensch ist er nicht.

Folge dem ausgemachten Schurken durch die nächtlichen Labyrinthe seines Wandels; beobachte ihn genau; sey wahr, und du wirst ihn einmal — vielleicht nicht wieder, vielleicht nur in einem raschen Augenblick, aber doch einmal — edel handeln sehen.

Verhält sich das nun so, wie es wirklich ist, so sage man mir: wo lebt die vollendete Tugend, oder die ewige Sünde? Und wo ist die ehrliche Einheit der Biographen aus allen Zeiträumen und Welttheilen?

Schmeichler sind sie oder Verläumder! Man wende nicht ein, daß Schiller einen Franz Moor in seinen Räubern, daß Shakespeare im König Lear die Töchter höchst scheuslich und vom innersten Grunde aus böse aufstellt, daß tausend andere Dichter ihre Helden ohne Fehl und Tadel zeichnen. Die Antwort liegt in dem Satze zugleich: Jene Männer sind

Dichter und ihre Gemälde Aufstellungen in Büchern oder auf den Brettern, die die Welt bedeuten; aber in der wirklichen Welt, in dem Leben, wie es ist, erscheint das alles ganz anders. Die theoretische Psychologie erlahmt ewig an dem Experiment.

Kein Mensch ist ganz schlecht, keiner ganz gut!

Daher wage ich mich nicht an den Ausspruch:

Mein Held war das letzte ganz!

Daher wage ich mich nicht an eine förmliche Biographie des auf dem Titel genannten, wozu es mir keinesweges an reichhaltigen und eben so sichern Quellen fehlte: ich verbinde mich, dem Titel gemäß, nur zu Anekdoten und Charakterzügen und zu einer allgemeinen Uebersicht.

Aber ich glaube darin den Beweis führen zu können, daß der Prinz unter den Schlimmen bei weitem nicht der Schlimmste war, wie der Verfasser der vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit Friedrichs II. Tode in dem seit kurzen erschienenen ersten Theil irrig meint.

Der Mann hat vielleicht hie und da Recht, doch was er über den Charakter des Prinzen gesagt hat — besonders in den letzten Worten

seiner Schilderung — ist ganz unwahr, heißt das Ziel auf Millionen Schritte verfehlt.

Hier ist die hieher gehörende Stelle: S. 192.

Der Prinz Louis.

„Unter allen preußischen Prinzen that die „Natur am mehrsten für diesen. Sie gab ihm „einen gesunden, schönen, starken Körper, die „heftigsten Leidenschaften, aber auch einen hellen „Verstand. Er durchblickt alles schnell, keine „Wissenschaft, keine Kunst ist ihm fremd, er ver„mag sie sich alle anzueignen, wenn er will und „worauf er gerade fällt. Der Wirkungskreis „eines appanagirten Prinzen, eines Friedensge„nerals war ihm zu klein; schon in der Rhein„Campagne zeigte sich sein feuriger Geist: denn „wo es am schärfsten herging, da war er gewiß „dabei."

„Für ihn war nur der Königsthron, und „da er ihn nicht besaß, so wußte er nicht, was „er mit seiner Kraft anfangen sollte; er ließ „also seinen Leidenschaften den Zügel schießen „und gab sich ganz dem physischen Genusse hin. „Bei Tage Champagner, des Nachts schöne „Mädchen, zur Abwechselung Musik und Jagd.

„unter diese theilte er sein Leben. Die Menschen „sah er als Producte an, für seinen Genuß zu „verbrauchen.“

„Moralität war nicht in ihm.“

Wie wenig kannte er das Original zu seinem Gebilde! Louis war gut, in einem Grade, wie ihn der Mensch gewöhnlich zu erreichen fähig ist.

Hätte der Autor gesagt: Er fehlte zuweilen, aber er war vom Gemüth ein unverdorbner Mensch! dann hätte er durchaus Recht gehabt: aber er urtheilte nach dem Ausspruch einiger Individuen aus dem Berliner Publikum, nach bloßem Hörensagen. Schwer würde jenen Leuten der Beweis dieser Behauptung werden:

Moralität war nicht in ihm.

Was muß der Verfasser unter Moralität verstanden haben, wenn er sie dem Prinzen durchaus abspricht? Wahrscheinlich die Friedensliebe am meisten, das scheint folgende Stelle Seite 193 zu beweisen:

„Daß Louis für einen Krieg gegen Frank„reich stimmte, geht schon aus obigen hervor. „Das war für ihn eine Laufbahn, Ruhm zu er„werben und Napoleon zu besiegen; mit die„ser Idee erwachte der Prinz und schlief mit „ihr ein.“

„Er brauchte alle Mittel, um dahin zu ge„langen; besonders reizte er den König durch „Persiflage, Sarkasmen und beißenden Witz.“

Ist denn nun aber die Sittlichkeit bloß auf den Haß gegen den Krieg beschränkt? Nach welchem Maaßstabe mißt er? Nach dem des Bürgers, der nie für einen Prinzen paßt? oder nach seinem eigenen? Wer hat ihm gesagt, daß er der richtige, der beste ist?

Verlangt er die Entsagungen des Klostergeistlichen, der doch auch — wie wir wissen — nicht immer geistlich ist!?

So rücksichtlich er zuvor umgeht, wenn er sagt: Sein Wirkungskreis war für ihn zu beschränkt, so ungerecht ist er am Schlusse jenes Perioden. Wann gab Louis einen Beweis von Immoralität?

Vom Gegentheile sind deren hunderte vorhanden. Muth, Bravour spricht er ihm nicht ab: Muth ist aber, in der Regel, auf Seelenstärke basirt und Seelenstärke ist nur immer die Tochter der Güte. Das leugnet wohl kein Anthropolog, Psycholog oder wie alle die Nierenprüfer heißen mögen. Giebt es einen einzelnen Fall, der von dieser Regel weicht, so ist er eine Ab-

weichung, eine Ausnahme von dieser Regel. Im Allgemeinen verhält es sich so und nicht anders.

Hätte der Verfasser aufrichtig seyn wollen, so würde er die Gründe seiner Behauptung angegeben, so würde er gestanden haben: Ich hörte es so; man sagt es!

Welche Autorität ist das aber? Was hört, was sagt man in Berlin nicht alles.

Man lasse jetzt zum Beispiel sich die Kriegsgerüchte mittheilen, welche durch die Gesellschaft von Mund zu Ohr, von Lippe zu Lippe kreisen, und man wird mir glauben müssen. Da hört einer eine Kleinigkeit, und sagt sie seinen Bekannten mit einem Zusatz wieder, jener flickt ebenfalls daran, und so geht es fort von 1 bis 12; aber jeder weiß seine Sache gewiß, jeder hat sie aus einer zuverlässigen Quelle. Forscht man nach, so erfährt man, daß Nro. 12. erhorcht hat, was Nro. 11. sagte, daß Nro. 10. gehört hat Nro. 9. habe verkündigt, daß Nro. 8. berichtet: er habe von Nro. 7. erfahren. Nro. 6. habe wieder erzählt, Nro. 5. hat es von sicherer Hand, wie Nro. 4. ausgesagt, Nro. 3. ist dahinter gekommen, daß Nro. 2. referirt hat, was Nro. 1. — erfunden.

Und so geht es gerade mit andern Dingen.

Ein müßiger Kopf ersinnt, und Gedankenlos lallen es ihm Tausende nach, weil man dem Bekannten gar zu gern etwas Neues, etwas Witziges, oder ein wenig Böses vom lieben Nächsten, mittheilen will.

Besonders ist hier die Chronik skandaleuse das Lieblingsthema. Man wolle von diesem Genre nur etwas wissen und man erfährt alles. Der Wahrheit wird nie nachgeforscht.

Man bitte einen Neuigkeitskrämer zu Tische, und man gelangt (um einige Löffel Suppe, um eines Glases Wein willen) zum Besitz von mehreren Sagen, Gerüchten und Anekdoten. Diese Herren und die Damen in den Theegesellschaften sind die scharfsinnigbeschäfftigten Maler zu den Zeichnungen öffentlicher Charaktere.

Vielleicht hat der feurige Prinz Louis einmal wirklich im Jahre 1805 geäußert: In dem Kriege mit Frankreich fände ich Gelegenheit, thätig zu seyn, woran es mir so sehr mangelt! Das ging denn flugs in den Gesellschaften umher, wohl mit Zusätzen ausstaffirt, verändert und in den nachherigen Auflagen vermehrt und verbessert. Da war es denn schon ausgemacht, er wolle durchaus den Krieg gegen Frankreich.

Natürlich gewann diese Sage im Munde der-

jenigen, welche diesen seinen Pseudo-Willen tadelten, Zusätze, welche für Louis nicht vortheilhaft seyn konnten, und nun erzählte man schon eine Menge von Anekdoten, wovon auch ein paar in die vertrauten Briefe übergegangen sind.

Zum Schluß dieser Einleitung noch eine Erinnerung: Man glaube ja nicht, daß ich schmeichle, um irgend einem oder einigen Menschen zu gefallen. Ich bin unabhängig, habe keinem Manne (der hierin verflochten ist) die mindesten Verbindlichkeiten, als jene, gerecht zu seyn, welche der ehrliche Mann für Pflicht hält.

Verächtlich ist der Schmeichler überhaupt und gar der Schriftsteller insbesondere, der das Publikum täuscht, um etwas für sich zu erjagen! Er ist noch elender als der Schacherjude, welcher den Handwerksburschen Ihre Excellenz betitelt, um ihm — über's Ohr zu hauen, wie man sagt. So denke ich. Aber:

Wahrheit ist gut Ding!

sagte Luther. Das meine auch ich, und ihr zur Ehre und zur Berichtigung der Absprüche im Publikum entstand gegenwärtige Piece, die dem Unbefangenen, dem Parteilosen einen Standpunkt schafft, von welchem er die Individualität des Prinzen gehörig zu würdigen vermag. Fälle das

Publikum nun selbst das Urtheil. Es hat die Thatsachen, welche es motiviren müssen, vor sich: Thatsachen sage ich. Sie sind es; ich habe sie aus dem Munde von Menschen, die den Prinzen umgaben, die Augenzeugen seiner Handlungen, Ohrenzeugen seiner Aeußerungen waren.

Zur Sache:

Jugendleben.

Der Prinz Friedrich Christian Ludewig, (ältester Sohn Sr. Königl. Hoheit des Prinzen August Ferdinand, Heermeister des Johanniterordens und Bruder des verstorbenen aber unsterblichen Friedrichs des Einzigen) gebohren am 18ten November im Jahr 1772, war von seiner frühsten Jugend an ein frohsinniger, verständiger und liebenswürdiger Mensch. So durchwandelte er die schönen freudenvollen Pfade der Jugend.

Herrliche Anlagen — so zeugen die, welche ihn damals kannten, das sagen auch seine Lehrer — waren sein Eigenthum; reichlich hatte Mutter Natur ihn damit ausgestattet.

Leicht, ungewöhnlich leicht faßte er, was tausend andern Kindern seines Alters ungeheuer

schwer zu begreifen wird. Empfänglich für jedes Gute, leicht begeistert für das Schöne, schritt er, in Hinsicht auf Kenntnisse, Wissenschaften und Kunst, rasch der Vollendung entgegen.

Eine gewisse leidenschaftliche Liebe für Thätigkeit war ihm von der frühsten Jugend an eigen; nie wollte, nie durfte er unbeschäfftigt seyn, sollte nicht der finstere Geist der übeln Laune über ihn kommen. Mit dieser regen Neigung zur Arbeit verband sich bald ein fester Wille, eine eiserne Beharrlichkeit, das, was er lieb gewonnen, zu erhalten, zu üben, und zu mehren, eine gewisse Kraft, die Stütze jenes unerschütterlichen Wollens.

Diese Festigkeit erschuf freilich seinem Jugendführer, dem, nun verstorbenem Geheimrath Bärbaum manchen Kummer, denn nicht selten widersprach Louis ihm, und beharrte fest bei seinem Willen, wenn er einmal widersprochen hatte. Daher ging der Erzieher oft mit Herzklopfen an sein Geschäfft, dem Prinzen Unterricht zu geben.

Einmal befand sich ein gebildeter Einwohner von Berlin Geschäffte halber im Vorzimmer des jungen Prinzen, als der Geheimerath Bärbaum kam, demselben Information zu geben.

Er bemerkte die Gegenwart des Fremden nicht, glaubte sich allein, und so erhob er Hände und Augen zum Himmel und bat: Gott verleihe mir Kraft! Aber dieser Mann war auch immer kränklich und finster, und der rasche Ungestüm, der feurige Widerspruch des Prinzen konnte ihm keinesweges wohlthun. Demungeachtet gab dieser Mann dem Eleven das ehrenvolle Zeugniß: er fehle nie aus Bösartigkeit, er habe nie den Vorsatz gehabt, seinen Führer zu kränken; nur sein Jugendfeuer, sein Temperament bringe je und je einen für den Bejahrten nicht angenehmen Auftritt herbei.

Ich fand — spricht ein anderer seiner Lehrer — einen jungen Menschen in ihm, der mit einer ungewöhnlichen Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit ausgerüstet mir übergeben wurde. Eine für seine Jahre bewundernswürdige, seltene Festigkeit war ein Hauptzug in seinem Charakter. Er befolgte auf der Stelle die Weisung des Lehrers, wenn dieser ihn überzeugte. Er handelte niemals ohne Ueberzeugung. In seinem Gemüthe war nichts von der jetzt so alltäglichen Sucht, andern nachzubeten, nachzuthun. Groß war das ihm zugetheilte Maaß von Thatkraft und unerschütterlichen Willen, aber sollte er han-

deln, so mußte er zuvor die Gründe wissen, warum es so und nicht anders geschehen müsse; scharfsinnig prüfte er diese Gründe, und Wehe dem, der ihm keine zureichenden angegeben hatte: er erlebte das Unglück, das Gegentheil von dem, was er wollte, gethan zu sehen.

Mit einem Worte, sein Betragen beurkundete schon von seiner Kindheit an, jene unerschütterliche Selbstständigkeit, welche den Mann ehrt, und die man in unsern kraftarmen Tagen so selten findet; jene hohe Genialität, die das Gemeine flieht und mit dem Aufwand aller eigenthümlichen Gewalt das Bessere erwählt und vollbringt.

Schon der dreijährige Knabe verband mit dieser Genialität eine wohlthätige Gutmüthigkeit, eine sanfte Menschenliebe, welche nur in einem schönen Boden, in dem reinen Gemüth keimt, jener Güte, der man sich so gern anschließt, weil man in ihrer Nähe sich so wohl befindet, von der man sich sanft bewegt fühlt; und schon damals besaß er nicht minder einen richtigen Blick, einen hellen Verstand, von einem seltnen Zartgefühl begleitet.

Bis zu dieser Zeit hatte er eine Wärterinn gehabt, an welcher der Knabe mit kindlichem Wohlwollen hing. Jetzt sollte diese von ihm entfernt,

er einem Gouverneur und einem Kammerdiener übergeben werden.

Die Mutter kündigte ihm diese Veränderung an. „Aber" — fragte er — „was wird denn nun mit jener guten Frau?"

Wie so?

„Nun, ich meine, sie muß doch leben."

Dafür werde ich schon sorgen.

„Aber auch so, daß sie gar keinen Mangel leidet. Bitte, bitte!"

Seufzend machte er die Wärterinn mit dem bekannt, was er so eben vernommen. „Du sollst fort" — klagte er — „aber sey nicht bange" — setzte er hinzu — „die Mutter wird für dich sorgen. Und wenn das, was du erhältst, nicht zureicht, so komm nur des Abends und klopfe an mein Fenster. Dann will ich dir immer mein Taschengeld hinausreichen!"

Diese Unterredung war aus einer vorhergegangenen entsprossen, welche er mit dieser Frau (Tilling) gehalten; sie hatte ihn erinnert, daß einmal eine Zeit kommen werde, da er erwachsen sey und daß er dann, wie sein Vater und jeder andre Fürst, viel Geld besitzen werde. Was werden Sie wohl damit thun? fragte die redselige Frau.

„Ich

„Ich werde solchen Leuten geben, welche gar keines haben!“ war seine Antwort.

Und wenn ich zu dieser Zeit nicht mehr um Sie wäre, könnte Alterswegen nichts erwerben und hätte kein Brot? —

„Ich würde dir schon welches geben“ — erwiederte das Kind mit noch beschränktem Fassungsvermögen. — „Wenn du einst kein Brot hast, so komm nur zu mir, ich werde mir ein großes Stück geben lassen, um es dir zu reichen.“

Er hat Wort gehalten. Er hat später gegeben, nicht allein dieser Alten; sein Herz hatte im Stillen dem Genius der Menschheit Wohlthätigkeit gelobt, und es trieb ihn zur Erfüllung dieses Gelübdes; er hat vielen gegeben und mit dem klarsten, herrlichsten Willen. Er ist gemißbraucht worden, und dennoch ermüdete er nicht. Er ist sogar mißverstanden: man hat ihn, dieser unendlichen Milde halber, einen Verschwender, einen Schwächling genannt; aber seine Wohlthätigkeit endete nicht, denn sein Bewußtseyn erhob ihn über das Geschwätz der unverständigen Menge. Wie oft hat er seine letzte Baarschaft dem Dürftigen dargebracht! Man frage nach in dem Hause seines Vaters. Als Kind durfte man ihm nie mehr Geld anvertrauen, als was ihm noth-

wendig bestimmt war. Wußte er in seiner Börse noch etwas, wenn er einen Armen sah, so brannte es ihm in der Tasche; er mußte den Unglücklichen damit unterstützen.

Sobald er begreifen konnte, daß ein Soldat nur ein spärliches Einkommen habe, ließ er keine Gelegenheit vorüber gehn, einem Manne dieses Standes zu helfen, soviel er dazu Mittel besaß. Diese Mittel waren nicht reichhaltig, denn seine Freigebigkeit setzte ihn stets in den Zustand des Unvermögens, und die Aeltern und Lehrer, welche seiner großen Neigung zur Mildthätigkeit eine reelle Richtung geben wollten, beschränkten diese dadurch, daß er nur gerade so viel erhielt, als er weggeben sollte. Aber er wußte sich zu helfen. Der Küchenmeister wurde so lange von ihm gebeten, bis er ihm ein Stück Braten nebst dazu gehörigem Brote überantwortete, und nun ging es flugs damit zu den Schildwachten. Endlich verbot man diesen, etwas von ihm anzunehmen. Ein Grenadier, welchem er auch einmal auf diese Weise einen Transport Proviant zuführte protestirte feierlichst mit dem Zusatze: Ich darf es nicht nehmen, lieber gnädiger Prinz, es ist mir untersagt. „Nicht?" — fragte Louis kleinmüthig, aber bald hatte er ein

Mittel gefunden, es ihm dennoch aufzudringen — „Er soll es auch nicht nehmen" — sagte er — „ich stecke es Ihm in seine Patrontasche, dann sieht Er es nicht und hat es nicht genommen!" Und bei diesen Worten war das Packet schon in der Patrontasche des Kriegsknechtes, und der Prinz davon gelaufen.

Ein andermal steht er am Fenster und sieht eine arme Soldatenfrau mit einem halbnackenden Kinde vorüber gehn. Er ruft sich einen Domestiken herbei und quält und bittet diesen so lange, bis er ihm in größter Geschwindigkeit acht Groschen gegeben.

Was wollen Sie damit, Prinz?

„Sieh doch die arme Frau mit dem kleinen Kinde. Geschwinde gieb, ehe sie fort ist. Ich gebe sie dir von meinem Taschengelde zurück."

Sein Zweck wird erreicht und mit Windesschnelle eilt er hinaus, läuft der Armen nach, ruft sie, händigt ihr die Gabe ein und deutet ihr an, sie solle nur nach acht Tagen wiederkommen, dann habe er Geld und wolle ihr wieder etwas geben, aber — setzt er hinzu — „sie muß es ja Niemanden sagen, denn ich habe mir das Geld geliehen und meine Aeltern sprechen: ich gebe zuviel!"

„Ich wünschte wohl, einst jährlich eine Million zu meiner Disposition zu haben" — sagte er als zehnjähriger Knabe zu einem seiner Freunde — „um alles um mich her recht glücklich und sorgenlos zu wissen!"

(Wer mag diesen schönen Egoismus tadeln?)

Jede große edle Handlung begeisterte ihn sichtbar; bei den Erzählungen derselben glänzte ein überirdisches Feuer in seinem Auge, und der Beobachter las in dieser Flamme den festen Vorsatz: So will ich auch thun, wenn mir einst die Gelegenheit dazu erscheint!

Zu dem Stande eines Soldaten, für den er bestimmt war, bezeigte er eine entschiedene Neigung, aber auch den Willen, etwas rechtes zu lernen; kindlich freute er sich auf die Zeit, da er in dieser Hinsicht thätig seyn, sich von der Menge auszeichnen könne. Mit welchem innigen Entzücken betrachtete er seine erste Militair-Uniform; er sah in ihr das Mittel, der Welt und seinem Vaterlande nützlich werden zu können. Wie jubelte er damals seinem eintretenden Kammerdiener entgegen. „Nun bin ich ein ganzer Mensch!" — frohlockte er und sprang umher — „alle waf-

fern Krieger sind jetzt meine Kameraden, und ich besitze einen Degen, mit dem ich die Feinde bestrafen kann, wenn sie böse Absichten haben. Wie mein Onkel, der große Friedrich, so ein braver Soldat will ich werden!" (Er ist es geworden, und jeder wackere Preuße weiht noch jetzt seinen Manen einen Seufzer der Erinnerung. Bei seinem Andenken ertönt der Wunsch: Daß ihm doch Alle geglichen hätten!)

Jünglingsjahre.

Aber er war (wie seine Anlagen verkündeten) nicht allein ein braver Soldat, wenn es galt, ein Held, der den Tod für's Vaterland zu sterben vermochte, wie Kodrus; er erschien auch — wie Cäsar — in seinem Privatleben ein höchst liebenswürdiger, jovialer Mensch, ein äußerst humaner und amüsanter Gesellschafter, ein enthusiastischer Verehrer der Musen, gern Freude nehmend und gebend: so durchlebte er die Tage seiner Jugend, und ging dann — wie es nur selten der Fall ist — unverwandelt in das spätere Alter hinüber.

Der Verfasser der vertrauten Briefe sagt, er sey dem Wein und den Königinnen der Schöp-

fung fast zu ergeben gewesen, und der Impuls dieser Kräfte habe ihn je und je zu sehr befangen; aber — noch einmal — wer darf einen geltenden Maaßstab für die Individualität eines Andern angeben? Und dann sind jene Empfindungen, welche alte und neuere Dichter, vom Anbeginn bis auf uns, zu hohen weihevollen Gesängen exaltirten, zu achtbar, als daß die einzelne tadelnde Stimme dagegen nicht ungehört verhallen sollte. Sind doch Wein, Liebe und Freude die Ammen des Lebens, die bessern Göttinnen der Menschheit. Schweifte Louis aber zuweilen wirklich ein wenig zu den Endpunkten hin — weil er, wie jener Schriftsteller bemerkt, nicht wußte, was er mit seiner Kraft anfangen sollte — nun so gab sein herrliches Gemüth, die Tugend des wackern Kriegers, des gutmüthigen, wohlthätigen Menschen, der reingebildete Sinn für das Schöne und Gute erfreuenden Ersatz, die Menschheit verlor bei seinem Beginnen nicht, und er hat niemals, niemals darin die Moralität verletzt. Bald ging er aus Mangel an genügender Beschäfftigung zu den schönen Künsten über und weihte sich ihnen mit reger Anhänglichkeit. Leidenschaftlich liebte er den Genuß der Musik; er war nicht allein ausübender Künstler, sondern

auch selbstschaffender Meister: man hat, aus seinen Jünglingsjahren, mehrere gelungene Compositionen von ihm.

Luthers Motto:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang;
„Der bleibt ein Narr sein Lebenlang!"

schien ausschließlich auch das seinige zu seyn.

Vorzugsweise und mit ungetheilter Wärme hing er an den Harmonien der Töne, deshalb stand er, ein Mäcen der Künstler von dieser Gattung da; deshalb unterhielt er für sein Vergnügen eine gewählte Anzahl trefflicher Musiker qua Kapelle, deshalb war der Kapellmeister Dusseck immer und Himmel oft um ihn, deshalb versäumte er keinen musikalischen Cirkel, kein einziges, einigermaßen ausgezeichnetes Concert, und das Berliner und später das Magdeburger Publikum erkannte ihn als kompetenten Richter, als theoretisch- und praktischgebildeten Kenner in diesem Foro an.

Im Jahr 1793, als die Preussische Armee in Frankfurt am Main stand, befand Louis sich mit ihr dort. Bald war er allen hier lebenden Musikern rühmlich bekannt, und eine Anzahl der würdigsten, von seinem anziehenden Beneh-

men und seinem Kunstsinn gewonnen und gehalten, versammelte sich um ihn.

Zu einem dieser Männer kam in jener Zeit mit einem Empfehlungsschreiben von ausserhalb ein fremder, armer, durch langwierige Krankheit heruntergekommener Musikus. Da der Empfohlne in der mit ihm vorgenommenen Kunstprüfung einen hohen Grad von artistischem Werth offenbarte, so versprach und beschloß sein Protector, in Ermangelung der Gelegenheit zu etwas vollkommenern, einiges für ihn zu thun, das mindestens dem Unglücklichen das Daseyn auf einige Zeit friste und angenehm mache, und in dieser Hinsicht sprach er darauf mit dem Prinzen.

„Taugt er etwas?" fragte dieser.

Jener pries ihm des Fremdlings Künstlerwerth.

„So dächte ich" — meinte Louis — „man arrangirte ein Concert, in welchem er sich hören ließe."

Wenn Sie ihn und mich zu diesem Zwecke unterstützen wollten, so wäre ich auch dafür! sagte jener.

Der Prinz versprach, sich züerst bei der Pränumeration mit einigen Friedrichsd'or zu unterzeichnen.

Dankend entfernte sich der Fürbitter, um für den besprochenen Zweck zu handeln. Als er sich bereits auf der Straße und unter den Fenstern des Prinzen befindet, hört er aus dem Fenster desselben seinen Namen rufen. Er wendet sich.

„Noch eins" — spricht Louis — „Kündigen Sie doch an, daß ich eine Klavier-Sonate spielen werde; vielleicht ist das dem armen Manne nützlich."

Wollten Sie das, Prinz?

„Warum nicht?"

Natürlich vollzog der Entlassene freudig diesen Befehl und die Mitwirkung, die Unterschrift des Fürstensohnes gab der Einladung zu jenem Concert einen unwiderstehlichen Reiz. Wer auf Ton und Bildung Anspruch machte, wer gelten wollte, subscribirte, und der Concert-Saal war fast überfüllt.

Der, nun gutgekleidete, Künstler gewann Beifall; jetzt ging der bisher zufrieden unter den Zuhörern befindlich gewesene Prinz anspruchslos zu dem Instrumente und exekutirte mit Genialität die gelobte Sonate.

Jedermann war entzückt.

Am Ende des Ohrenfestes trat der bis zu

Freudenthränen bewegte fremde Musiker (welcher das Glück einer so soliden Unterstützung kaum zu hoffen gewagt hatte, und sich jetzt verhältnißmäßig sehr reich sah) zu seinem Fürstlichen Wohlthäter mit Dank im Blick und Munde.

„Lassen Sie es gut seyn" — lächelte dieser jovial — „ich bin erfreut, Ihnen nützlich gewesen zu seyn; übrigens habe ich auch noch das Vergnügen zu sehn, daß meine Logik nicht unrichtig ist. Das volle Haus befriedigte meine Erwartung; ich setzte nämlich voraus, daß die Leute glauben, ein Prinz müsse alles besser verstehn, als andre ordinaire Menschenkinder, und folglich auch ein gewaltiger Musikus seyn: Sie haben mir Gelegenheit verschafft, mich von der Wahrheit meiner Hypothese zu überzeugen, dafür bin ich Ihnen Dank schuldig, und so lassen Sie uns abrechnen."

Zum Ueberfluß wurde der Fremdling auf des Prinzen Empfehlung in der Kapelle eines Reichsfürsten angestellt.

Auch andre Künste genossen seine Achtung, und die Künstler Unterstützung und Wohlwollen.

Hierher gehört eine in der frühern Zeit vorgefallene Begebenheit:

Als Se. Maj. der jetzige König von Preußen, Friedrich Wilhelm III noch Kronprinz war, stand er mit Louis immer in freundschaftlichen Verhältnissen; doch, der Kronprinz war stets feierlicher und ernster als dieser gestimmt, der stets dem Frohsinn huldigte. Oft fand sich Jener durch diesen erheitert und, selbst gegen seinen Willen, zum Scherz hingezogen.

An einem Abende befanden sich beide im Schauspielhause in der sogenannten Prinzen-Loge nahe am Theater; der Weg der Schauspieler von der Bühne zum Ausgange des Hauses führte hinter dieser Loge vorbei.

Der (noch lebende) komische Schauspieler Kaselitz ging vorüber, als so eben der Kronprinz, ein Glas Punsch trinkend, in der offenen Logenthür stand, und Louis neben ihm lehnte.

Dieser knüpfte mit dem Künstler ein Gespräch an, das bald in die theilnehmende Frage: „Wie geht es?" übersprang — „Erhalten Sie bald" — fragte er weiter — „eine Benefizvorstellung?"

Verlegen verbeugte sich der Schauspieler und wagte kaum eine kurze verneinende Antwort.

„Hier steht der Kronprinz" — fuhr L. fort — „bitten Sie ihn um seine Verwendung, und Ihr Wunsch wird sicher erfüllt."

Lächelnd sagte der Kronprinz: Man lasse mich in Ruhe und bezahle lieber mein Glas Punsch, statt mir Protectionen aufzubürden.

„Va, mon Cousin!" — fiel der Prinz ein — „ich bezahle den Punsch und Sie helfen dem ehrlichen Manne dafür zu einer Einnahme. Abgemacht!" (Mag in den beiden letzten Fällen der Kunstsinn in ihm gewaltet haben; immer mußte er durch Herzensgüte belebt werden.)

Aber er sorgte nicht allein für Künstler, welche ihm Vergnügen geschafft hatten; sein Wohlwollen umfing die ganze Welt.

Er half nicht nur — wie in dem letzten Falle — durch Andere: er selbst war für seine schönen Zwecke thätig.

Oft waren seine Finanzen zerrüttet durch diese Mildthätigkeit. Das ewige Fundament dieses Derangements war das edelste unter allen denkbar möglichen: es hieß Menschenliebe, Theilnahme am Unglück seiner Menschenbrüder, die er wirklich als solche betrachtete, der reine

Wille, Gutes zu thun. Er gab, wo es ihm nöthig schien, schnell, nicht karg, hie und da sogar ohne Rücksicht auf sich selber; er gab in der Absicht, das Elend möglichst zu mildern, und dem Unglücklichen die Bürde seiner Noth nach Vermögen zu erleichtern.

Zum Beweise diene folgende Erzählung.

Er hielt sich einmal in Preussisch Minden auf. Ein dort gegenwärtiger französischer Emigrant, der daheim alles zurückgelassen und kaum das nackte Leben gerettet hatte, wandte sich mit der Bitte um eine Unterstützung an ihn.

Wer waren Sie in Frankreich?" fragte er.

Ein wohlhabender Kaufmann, wie er in Provinzialstädten lebt, Besitzer eines Häuschens und eines Materialienladens, erwiederte dieser.

„Ungefähr von jenem Kaliber?" — fuhr der Prinz fort und zeigte aus dem Fenster nach dem Hause gegenüber, in dem ein Materialhändler wohnte und einen kleinen Laden hielt.

Der Emigrant bejahete.

„Warten Sie ein wenig" — gebot der Prinz und entfernte sich.

Bald kam er heiter zurück und sprach: „Das Haus da drüben nebst dem Laden ist Ihr

Eigenthum; nach acht Tagen können Sie einziehen!"

Er war hinüber gegangen, und hatte den Kaufmann bewogen, ihm das Ganze, wie es war, für den Emigranten, um den Preis von 10,000 Thalern sogleich käuflich zu überlassen.

Und doch war er selbst für den Augenblick verhältnißmäßig, nichts weniger als reich.

Jene Humanität, von welcher Jedermann, der um ihn war, noch jetzt mit Achtung redet, war in ihm sehr enge mit dem Stolz des Fürstensohnes verschwistert. Bei vielen Gelegenheiten hat er das offenbart. Vor der Hand führe ich hier nur folgende kleine Anekdote an, deren es in seiner Geschichte mehrere giebt, und wovon ich weiterhin mehrere aufzählen werde.

Er sah es für eine militairische Vollkommenheit an, ein guter Schütze zu seyn, und übte sich in der Schießkunst, um einst bei einer möglichen Gefahr sich sicherer zu wissen.

Besonders liebte er, mit einer Pistole in einer ziemlich großen Distance nach dem Ziel zu schießen. Mehreremale wählte er zu diesem Zwecke preußische Thalerstücke. Einer seiner Be-

dienten reichte ihm hierbei hülfreiche Hand, steckte das Ziel auf, befestigte es, zeigte, wo es getroffen sey, u. s. w.

War solch ein Thaler nun krumm geschossen, so erhielt ihn der Diener zum Geschenk.

Einmal beschäfftigte er sich auch mit diesem Schießen; 15 Thalerstücke hatten bereits Beulen und waren aus der Form geschmettert, der Prinz aber war noch nicht satisfacirt, obgleich keine Thaler mehr vorhanden waren und der Bediente kein Schußziel zu verschaffen wußte. Da kam Louis auf den Einfall, Friedrichsd'ore dazu zu verwenden; aber auch diese fehlten, wie die Thaler, denn es trat bei ihm zuweilen — wie schon zuvor erwähnt wurde — wirkliche Kassenleere ein.

Der Diener machte ihm den Vorschlag, Hünereyer zu substituiren und der Prinz acceptirte das, es wurden dergleichen herbeigeschafft; aber kaum war eines derselben zerschossen, als ihm schon die Neigung dazu vergangen war.

„Weg damit!" — sagte er komisch-unwillig — „es ist eine Schande für einen Prinzen von Preußen, nach Eiern zu schießen, weil er kein Geld hat."

Und das Schießen hörte auf.

Er war dem weiblichen Geschlechte sehr, außerordentlich hold, das ist Wahrheit; aber diese Neigung hat ihn — soviel die Welt weiß — nie zu einem unredlichen Streiche verleitet; aber folgenden edlen Zug weiß man von ihm.

Als Jüngling (vor dem Ausmarsch der Preußen gegen Frankreich im Jahr 1792) liebte er die reizende Frau eines Officiers, welche gegen ihren Willen und nur auf Befehl ihrer Verwandten — das wußte Jedermann und also auch Louis — die Gattinn ihres Mannes geworden war.

Wahrscheinlich mehrte das Bewußtseyn jenes Verhältnisses des Prinzen Willen, in eine nähere Verbindung mit einer Frau zu treten, deren Schönheit ihn angezogen hatte.

Er kam oft in dieses Haus, und bei jeder Wiederholung der Besuche bemerkte er mehr und mehr die Spannung unter den Eheleuten.

Kein Wunder, daß er, bei allen Ansprüchen auf Lebensgenuß, bei der Liebenswürdigkeit eines Weibes, das unglücklich mit dem Gemahle lebte, bei dem Geiste der Zeit, welcher in einem solchen Falle die Skrupel mindert: kein Wunder, wenn er glaubte, hier glücklich seyn zu können, indem er der schönen Frau selbst einigen Ersatz

für

für die Freudenlosigkeit des ihr gewordenen Looses zu geben vermochte.

Zudem war er nichts weniger als der Freund des Mannes, der zuweilen undelikat genug mit seiner Frau verfuhr.

Vertheidigen will ich den Egoismus durchaus nicht, welcher in diesem Raisonnement liegt, auch nicht den Mangel an strenger Moralität, obgleich unter den Umständen und in unserm egoistischen Zeitalter von tausend Jünglingen wohl kaum ein einziger anders gefühlt hätte; aber er war ein Mensch, und die Göttinn Gelegenheit winkte so freundlich, so lieblich.

Man höre weiter:

An einem Abende war er mit der geliebten Frau allein, und wußte sich gesichert wider jede Störung. Er bekannte ihr seine Gefühle und bat um Gegenliebe. Sie schwieg, sie wandte sich ab, ein Seufzer entstieg ihrer Brust und eine Thräne entperlte dem schönen Auge; aber in dieser Thräne, in diesem Seufzer aus beengter Brust kämpfte der Schutzgeist der Tugend mit dem Dämon der aufgereizten Sinnlichkeit den harten Kampf.

Der Prinz wurde dringender.

Jüngling — sprach die große Frau — ich

bin unglücklich: wollen Sie Nutzen davon ziehn? Mein Elend giebt mir nicht das Recht, eine heilige Pflicht zu verletzen. Ich will Ihnen gewiß nicht als Romanenheldinn gegenüber stehen; aber ich darf auch nicht eine Leichtsinnige seyn, welche mit Eiden und Pflichten ein leichtes Spiel treibt: ich bin Gattinn!

Louis erinnerte sie an allen den Kummer, welcher ihr aus diesem Verhältniß entsprang, und stürmte von neuem auf sie ein; aber das Engelsweib blieb standhaft und wiederholte ihren Ausspruch.

Der Prinz ging endlich entrüstet und kalt.

Da rief sie ihn zurück und sagte mit gepreßtem Tone: Hören Sie noch einige Worte. Ich kenne mich und glaube auch Sie zu kennen. Darum wage ich Ihnen das zu sagen, was ich sage: Sie wissen nicht, wie schwer mir der Kampf wurde, in dem ich rang, ehe ich Ihnen antwortete. Ich liebe Sie, und wäre ich nicht die Frau meines Mannes, wäre ich Jungfrau oder Wittwe, so — so dürften Sie sogar Beweise dieses meines Geständnisses fordern!

Louis entfernte sich. Er grollte einen Tag lang mit sich selbst und war im ganzen Ernst böse auf die Frau. Seine getäuschte Hoffnung

gab ihm eine sehr finstere Stimmung; doch, je mehr er über ihr Benehmen und ihre Antwort dachte, um so mehr Ruhe gewann er; je länger und lebhafter er dem Sinn ihrer Worte nachsann, um so sanfter wurde sein Urtheil über sie. Er fing an, diese ihre Gefühle hoch zu achten und verehrte sie endlich recht herzlich.

So standen die Sachen, als er, beim Anfange des französischen Revolutionskrieges mit dem Preußischen Heer ins Feld ging. Er nahm Abschied von jener Dame, wie sich ein treuer Freund von der werthen Freundinn beurlaubt. Er gedachte der Vergangenheit, jenes Auftrittes und seiner bis jetzt noch nicht erloschenen Gefühle mit keinem Worte, mit keiner leisen Andeutung.

Der Herr Gemahl zog mit ihm in den Krieg. Bald stand man dem Feinde gegenüber und ein Gefecht folgte dem andern. In einem dieser Scharmützel wagte sich jener Mann, mit einem kleinen Trupp Preußen, weit, sehr weit, und kam in dringende Lebensgefahr. Der Prinz war ihm nahe, er sah, wie die feindlichen Kugeln um des Tollkühnen Haupt flogen, hörte sie schwirren.

Die Scene aus dem Zimmer stand lebendig

vor seiner Seele. Er sah das reizende Weib, er hörte die Worte: „Ich liebe Sie, und wäre ich nicht die Frau meines Mannes, wäre ich Wittwe, so würde ich es Ihnen beweisen!" Und der Mann befand sich jetzt vor seinen Augen in größter Lebensgefahr; an seinem Tode hing sein Glück; fiel der Mann, so durfte er auf die Liebe der Gattin desselben rechnen. Einen Augenblick überließ er sich der Hoffnung und dem wohlthuenden Traum; aber schon im nächsten trat sein besseres Ich verklärt hervor.

„Und ich sollte den Mann, und noch vielleicht dreißig andre mit ihm, unter Qualen sterben sehn, um mich, auf einige Augenblicke vielleicht, glücklich zu machen? Das Leben mehrerer Menschen sollte ich meiner Lust opfern? Pfui! Schändlich!" — schalt er sich leise — „Nein, Gott bewahre mich! Er soll kein Urias werden!"

Eilig sprengte er in die Nähe des Offiziers und rief: „Weg da, Herr! Hören Sie nicht die Kugeln pfeifen? Sie setzen Ihr Leben in Gefahr, ohne daß Sie hoffen dürfen, etwas damit zu gewinnen. In einigen Augenblicken sind Sie mit Ihren Leuten tournirt und verloren!" (So war es wirklich.)

Lassen Sie mich! — schrie jener — erblindet in Wuth.

„Nein“ — entgegnete Louis — „ich lasse Sie nicht. Wollen Sie meinen Wunsch nicht erfüllen, so gebiete ich es Ihnen als Ihr Befehlshaber“ — (auch das war so) — „Gehorchen Sie. Rückwärts, Marsch!“

Die Leute zogen sich zurück, und der Officier war genöthigt, ihnen zu folgen.

Das ist ein Factum. Der Verstorbene theilte das Ereigniß einem seiner Vertrauten mit, aus dessen Munde ich es nach des Prinzen Tode vernahm, und dieser Freund des Entseelten hat so viel Glaubwürdigkeit, ist als so zuverlässig gekannt, daß man den Vorfall nicht für Erdichtung, nicht für den ersonnenen Auftritt aus einem Romane, sondern für reine Wahrheit zu halten genöthigt ist. Forderte dieser Mann nicht Schweigen über seinen Namen, so würde ich ihn hier nennen. Ich gab mein Wort und halte es.

Ist die Geschichte nun wahr, wie sie es wirklich ist, so liefert sie den unwidersprechlichsten Beweis von dem hohen Grade der Seelenstärke des Prinzen, von einer Tugend, die nur

in einem für Moralität glühenden Gemüth leben und walten kann.

Tausende an seiner Stelle hätten unter diesen Umständen mit Entzücken den Mann jener Frau, die da sprach: Mit meines Mannes Tode, du Geliebter, soll dein Glück beginnen! mit Wollust hätten sie ihn mit seinen Begleitern sterben sehen; hundert andre hätten mindestens kalt und ruhig zugeschaut. Louis fühlte das Bessere und handelte ihm gemäß.

Hier ist es vorzugsweise Pflicht, an jene Stelle in den Vertrauten Briefen zu erinnern. Diesen Zug lese man noch einmal mit Ernst und wiederhole sich dann die Worte:

Moralität war nicht in ihm.

Dann stehen sie da, wie ein falscher Zeuge vor Gericht, dem man nun bewiesen, daß er — vielleicht in Uebereilung — falsch geschworen.

Im Anfange der Belagerung von Mainz bewohnte er ein isolirtes Haus an der Chaussee. Eines Tages liegt er im Fenster, als eben eine Menge von Bagagewagen vorüberfährt.

Ein junger Bauerbursche, der die Vorspannpferde lenkt, kommt ins Gedränge, stürzt

aus dem Sattel herab zur Erde, und ehe man es gewahr wird und aufhalten kann, ist ihm das Vorderrad des schweren Wagens bereits über den Fuß gegangen. Da liegt er, wimmernd vor Schmerz und hülflos, denn die erschrockenen Leute stehen, ihn beklagend, umher, aber keiner hebt ihn auf, ihn gegen fernere Gefahr sicher zu stellen und seine Schmerzen zu lindern.

Louis aber wird kaum den Vorgang gewahr, als er schon vom Fenster hinweg eilt.

„Da sieh einmal" — ruft er seinem Kammerdiener zu — „hier vor dem Hause ist ein armer Teufel vom Pferde gestürzt und hat Schaden genommen, vielleicht gar ein Bein gebrochen. Da steht nun das dumme Volk umher, und bedauert ihn, aber keiner legt Hand an, ihm Hülfe zu schaffen!

Bei diesen Worten springt er die Stufen der Treppe hinab, drängt sich unten durch die Menge, rafft den vierschrötigen Jungen auf, trägt ihn auf seinen Armen die Treppe hinan, und legt ihn — auf sein eignes Bett.

Versteht sich, daß er auch thätig weiter für ihn sorgte. In feuriger Eile wurden Bediente abgesandt, Wundärzte herbeizuschaffen. Er selbst legte Hand an, schaffte sorgsam alles herbei, was

zur Heilung und zur guten Verpflegung des armen Verwundeten diente und freute sich ungemein als er erfuhr, daß es kein Beinbruch, sondern nur eine starke Contusion sey.

Wohlwollen, thätige Menschenliebe und würdige Herablassung!

Mit der folgenden Anekdote will und kann ich freilich weiter nichts beweisen, als daß L. sich in alle Fälle zu finden wußte, daß seine Geistesgegenwart ihn nie in Verlegenheiten gerathen ließ, und wie er immer bei rosenfarbener Laune war. Das letzte ist für meinen Zweck — den vertrauten Briefen zu widersprechen — besonders wichtig, denn nur äußerst selten ist die gute Laune mit Bösartigkeit verschwistert, so wie einer trüben Quelle niemals klares Wasser entfließt.

Als er während der Rheincampagne durch Hessen marschirte, kam er eines Tages erst spät, fast schon zur Abendzeit in einem Bauernhause ins Quartier.

Hier waren nicht die mindesten Veranstaltungen zur Aufnahme des Militairs getroffen, denn der Marsch hierher war unerwartet gekommen. Der Prinz fragte die gegenwärtige Haus-

frau, ob sie nichts für ihn zu essen habe? Sie antwortete mit Nein, und entschuldigte sich, daß sie noch vor einer Viertelstunde nichts von der Ankunft ihres Gastes geahnet habe.

„Aber" — entgegnete dieser — „ich muß etwas zu essen haben, denn ich bin beinahe noch nüchtern. Hat Sie denn gar nichts? keine Butter, keine Eier?

Die Frau. Das wohl.

Louis. Nun gut. Sie versteht doch wohl einen Eierkuchen zu backen?

Die Frau. Ei, das ist ja eben das Unglück. Für unser einen weiß ich wohl so etwas zu machen; aber für einen so vornehmen Herrn. Gott behüte mich, daß ich das wage!

Louis. Auch das schadet nicht. Zwar habe ich gerade keinen einzigen dienstbaren Geist um mich, der sich auf die edle Koch- und Backkunst verstände; indessen gebe Sie nur die Materialien und das Geräth dazu her. Ein guter Soldat muß sich zu helfen und im Nothfalle selber seine Küche zu machen wissen. Ich habe zuweilen zugeschaut, wie die Soldaten bei dieser Gelegenheit verfahren. Her damit, ich backe mir einen Eierkuchen.

Die Requisiten wurden ihm eingehändigt;

er band eine weiße Küchenschürze vor und bereitete sich selbst sein Abendessen.

Verwunderungsvoll schlug die Wirthinn die Hände zusammen und sah sich nicht satt an dem vornehmen Koch, an dem freilich die Küchenschürze mit dem Stern seltsam kontrastirte.

Der Eierkuchen gerieth über Erwartung gut; natürlich ließ der Prinz es nicht an dem Zubehör fehlen, aber dafür entstand auch ein Kuchen comme il faut, den sich Louis zum schwarzen Brote trefflich schmecken ließ.

Herr Gott! — seufzte die geschwätzige Hauswirthinn — sollte man doch nicht daran denken, daß so hoher Leute Kind sich auf solche Kleinigkeiten verstände.

„Meine gute Frau" — lachte in Antwort der Gast — „ein rechter Prinz muß alles verstehn. Er muß im geheimen Rath präsidiren, eine Armee commandiren, und einen Eierkuchen fabriciren!"

Zu jener Zeit, als er bei der Belagerung von Mainz gegenwärtig war, fand sich bei ihm und andern angesehenen Preußischen Offizieren ein Katholischer Geistlicher aus der Gegend

ein, dem der Prinz bald sehr gewogen wurde, weil er viel wissenschaftliche Bildung, ein gewisses hohes Talent für Unterhaltung und Erheiterung einer Gesellschaft besaß, und weil er ein vorzüglicher Musiker war. Eine Fähigkeit, welche ihn dem musikliebenden Prinzen ganz außerordentlich empfahl. So war er fast immer in Louis Gesellschaft und im Kreise der höhern Offiziere. Man sah ihn überall, wo sich eine bedeutende Militairperson befand. Louis bat ihn ein = für allemal zum Essen, und er ermangelte nicht, diese Erlaubniß zu benutzen.

Das ging so eine Zeitlang fort.

Endlich machte man Louis von mehreren Seiten her aufmerksam auf diesen Menschen; es verlautete, daß er ein französischer Kundschafter sey. Der Prinz lachte; man fuhr mit Aeußerung dieses Argwohnes fort, er widersprach.

Wie hätte er, bei seinem arglosen Gemüthe dem Manne mit dem ehrlichen Gesicht mistrauen, wie bei seinem Ehrgefühl einen Geistlichen für so empörend ehrlos halten können!

Man sagte ihm, daß sich Beweise gegen den Menschen finden würden, wenn es erlaubt sey, ihn zur Untersuchung zu ziehen, aber der Feinfühlende verbot diese Untersuchung, welche — wie

er äußerte — den braven Mann außerordentlich kränken müsse, und wollte überhaupt von dieser Sache nichts mehr wissen.

Dessenungeachtet ergriff man den Geistlichen eines Tages, da der Prinz eben abwesend war, visitirte ihn und fand — auf seinem Rücken ein Packet Papiere, das den stärksten Beweis für die Behauptung, er sey ein französischer Spion, führte.

Hoch seufzte der hartgetäuschte biedre Prinz, als man ihm bei seiner Rückkehr den Vorfall meldete.

Man kann ihm hier den Vorwurf machen, daß er die bedeutende Sache zu leicht genommen und darin zu wenig Vorsicht angewandt habe, aber der nämliche Vorwurf traf auch die andern Offiziere; nicht der jugendliche Prinz allein war von dem Heuchler getäuscht worden, auch Männer von Erfahrung und von Jahren waren unter den Betrogenen; der General Kalkreuth war gleichfalls hintergangen.

Dem Guten wird der Glaube an die Verworfenheit sehr schwer; er zweifelt so lange daran, bis er ganz klar überzeugt ist!

Die Begebenheit blieb nicht ohne Folgen.

Der Verräther hatte noch an dem nämlichen Tage, als man ihn verhaftete, den Franzosen in Mainz die Parole der Preußen zugeraunt und sie so in den Stand gesetzt, einen Ausfall zu thun, von dem sie Erfolg hofften. Vormittags hatte er dieses militairische Losungswort erfahren und es sogleich nach Mainz spedirt; einige Stunden später arretirte man ihn.

Zwar änderte man, als man den Umstand erfahren, auf der Stelle die Parole; aber dennoch unternahmen die Belagerten in der folgenden Nacht den beschlossenen Ueberfall mit 13,000 Mann.

Louis stand mit einem kleinen Corps bei dem schon früher erwähnten einsamen Chausseehause. In dieser Nacht erwachte sein Kammerdiener von dem ungewöhnlich lauten und anhaltenden Krachen des Geschützes. Er trat an das Fenster, das nach Mainz hinüber sah. Ehe er noch etwas Sicheres bemerken konnte, sprang der Prinz aus dem Bette mit dem Ausruf: Gewiß machen uns die Feinde einen Besuch!

In einer Zeit von 5 Minuten war er vollkommen gekleidet, saß zu Pferde, hatte sein Corps versammelt und führte es von hier fort,

wo es, wenn der Feind, wie sich vermuthen ließ, zahlreich war, nicht den gehörigen Widerstand zu leisten vermochte.

Ehe die Franzosen aber noch heran kamen, war er bereits bei dem Herzog von Weimar in Marienborn eingetroffen, setzte sich hier an die Spitze eines Cavallerie-Regimentes und fiel dem Feinde so effectiv in den Rücken, daß derselbe sich nur mit Mühe, mit bedeutendem Verlust und in großer Unordnung zurückziehen konnte.

Einige Trupps waren durch sein Manövre ganz von ihrem Corps abgeschnitten. In der Nähe eines solchen Trupps befand sich Louis, als einer aus der Mitte desselben einigen andern, die noch avanciren wollten, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten und vor Gefahr zu warnen, zurief: Kameraden! die Preußen sind zu früh wach geworden und verfolgen uns. Der Teufel ist los!

„Er wird Euch sammt und sonders holen!" rief der Prinz, welcher nahe an ihm vorüber ritt, und beorderte seine Leute, die Versprengten gefangen zu nehmen, welches ihnen auch, mit seinem Zuthun, vollkommen gelang.

Gegenwart des Geistes!

Weiter reitend traf er auf einen andern Trupp Franzosen von circa 30 Mann. Er selbst war von ungefähr 20 Preußen begleitet; auch sie waren abgeschnitten. „Ergebt Euch!" rief er ihnen zu.

Statt der Antwort drückt' einer der Franzosen, der ihm am nächsten war, sein Gewehr ab und L. erhielt einen Streifschuß am Fuß.

„Satan!" — ruft er, durch den brennenden Schmerz in Wuth versetzt — „das sollst du mir büßen. Eines schrecklichen Todes mußt du sterben!" und sprengt auf ihn zu. Warten Sie — sagt ein Preuße, der den Schützen unterdessen ergriffen — ich will den Hund erwürgen.

„Nein, nein" — befiehlt der schon wieder kälter gewordene L. — „laß es nur bleiben; ich habe mich anders besonnen. Halte ihn nur fest, daß er mich nicht auch in das andere Bein schießt!"

Großmuth, Besiegung einer Leidenschaft!

Er begann ein kurzes Gespräch mit dem nunmehrigen Gefangenen und sagte dann zu seinen Leuten: „Soldaten, führt ihn mit den andern Gefangenen zurück nach meinem Quartiere, aber thut ihm ja nichts zu Leide; er ist ein

braver Mann, der seine Schuldigkeit that: das muß ich sagen, wenn mich auch mein Fuß schmerzt."

Als es Tag wurde, waren bereits die Franzosen zurück nach Mainz getrieben und die Arbeit der Preußen gänzlich vollendet; der preußische Verlust war unbedeutend. Unter den Todten befand sich auch der Lieutenant von Voß, Adjutant des General Kalkreuth.

Bei der Zurückkunft des Prinzen war sein erstes Geschäfft, sich um die durch ihn gemachten Kriegsgefangenen zu bekümmern, ihnen theils Nahrungsmittel, theils Erfrischungen reichen zu lassen, und das harte Loos der Blessirten zu verbessern. Wie ein Freund oder Bruder ging er selbst unter ihnen umher, forschte theilnehmend nach ihrem Befinden, nach ihren Bedürfnissen und bezahlte aus seiner eignen Kasse, was zu ihrer bessern Verpflegung erforderlich war.

Güte, Wohlthätigkeit für den Feind ist nicht das Werk der Immoralität.

Schwerlich hat je ein Mensch von seinem Range die Liebe aller derer, welche ihn umgaben, in einem so hohen Grade besessen, als er; aber

niemals

niemals ist auch ein solcher wohl Allen mit so herzlichem Wohlwollen entgegen gekommen. Herablassend gegen die Mitglieder niederer Stände, wußte er diese sich ganz zu eigen zu machen.

Seine Untergebenen schienen, in Hinsicht auf sein Benehmen gegen sie, mehr seine Freunde als Diener zu seyn. Er behandelte sie im Allgemeinen wie der gute Mensch den Menschen, und im Besondern als Personen, denen er Verbindlichkeiten hatte. Hier legte er allen Fürstenstolz von sich; hier forderte er Zutrauen und gab nach Kräften Hülfe und Trost.

Das heißt, er half nicht allein durch Geschenke, durch Münzen, die ihm, bei seiner Freigebigkeit, bekanntlich oft selbst mangelten; aber seine trauliche Behandlung, seine gänzliche Entfernung von allem kleinlichen Hochmuth verlieh ihnen jene Zufriedenheit mit ihm, jene herzliche Anhänglichkeit für ihn, die man in den obern Ständen so selten zu bewirken weiß.

Muß es denn auch nothwendig immer Geld seyn, was den Leuten hilft? Damit ist ihnen oft am wenigsten gedient; aber ein freundliches Gesicht, trauliche Zusprache, Geduld. Ach, damit kann man viel Elend geringer machen! sagt Iffland in seinen Jägern, und sagt die Wahrheit.

So erkaufte Louis sich die Treue seiner Diener ohne Geld. So zog er im väterlichen Hause Alles, was dazu gehörte, an sich.

Ein Bürger, der einstmals einen Haus-Offizianten im Dienste des Prinzen Ferdinand besuchte, fand den Prinzen L. vor dem Bette dieses Mannes sitzen, worin derselbe krank lag; theilnehmend erkundigte sich der fürstliche Jüngling nach dem Befinden des Mannes, tröstete ihn und flößte ihm Hoffnung zu baldiger Wiederherstellung ein.

Nicht minder gut ging er mit den Soldaten um; besser und menschlicher hat sie Niemand behandelt; aber dafür besaß er auch die Liebe dieser Soldaten und ihr Vertrauen in einem fast unglaublichen Grade. Er konnte ganz auf sie rechnen. Aller Augen glänzten, wenn sie ihn sahen, und jubelnd ging man mit ihm zu einer Unternehmung, denn Jeder glaubte mit ihm siegen zu müssen, oder mindestens nicht ohne Ruhm zu sterben.

Aber er kannte diesen Menschenschlag auch; er wußte ihn zu würdigen, er war genau mit den Mitteln bekannt, welche auf ihn am kräftigsten wirken.

Oft ritt er Meilenlang unter ihnen, und ließ sich in ihrer langweiligen Manier Schwänke erzählen oder Kriegslieder singen, deren Melodien und Reime die Ohren peinigten, ohne von seiner Geduld zu kommen. Was er besaß, theilte er, oft mehr als redlich, mit denen, welche etwas bedurften; dagegen forderte er aber auch zuweilen ein Stück Commisbrot von einem Grenadier, und nahm es ohne Ekel aus dessen brauner Hand, oder bat sich einen Schluck aus seiner Schnappsflasche aus.

„Der Prinz Louis" — sagten dann die bärtigen Krieger — „ist ein Mensch, wie unser einer, gar nicht so hochmüthig, wie sonst wohl die Offiziere gegen uns sind. Aber dafür gehn wir auch alle mit ihm in die Hölle, wenn es seyn muß. Führt er uns hinein, so bringt er uns auch gewiß wieder heraus; sollten wir aber auch ja einmal drinnen bleiben: Je, nun, in Gottes Namen! Bleibt er doch auch nicht zurück! Und dann, wenn er was hat, so haben wir alle was! Er soll leben!"

Er schien wirklich unter ihnen ihres Gleichen, doch vergaß sich keiner von ihnen, ihn so zu betrachten und auf solche Weise mit ihm umgehen zu wollen.

Sein Benehmen hatte, troz der Herablassung, eine gewisse Würde, die Jedermann in Achtung erhielt; machte aber ja einmal Einer eine Miene seine Milde zu mißbrauchen, so wies er ihn mit wenigen ernsten Worten seinen Plaz an, und sicher wagte der Belehrte keine Wiederholung.

Während der Belagerung von Mainz ereignete sich ein Vorfall, der seinen Heldensinn und seine Menschenliebe zugleich beurkundete, der ihn, dem Gemüthe nach, zum Fürsten empor heben würde, auch wenn er von Bettlern geboren worden, der seinen Namen durch die Momente der Zeit zur Unsterblichkeit tragen muß, der ihn in die Reihe der Heroen sezt, welche für die Menschheit menschlich handelten; in den Kreis des braven Mannes von Bürger und eines Leopold von Braunschweig, die ihr Leben für ihre Brüder opferten.

Weltbekannt ist seine That und die Aufzeichnung in diesen Blättern ist nur ein Mittel, sie den Zeitgenossen wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, daß sie die Feier der Erinnerung begehen.

Ein Detaschement Oestreicher, das in der Nähe der mit ihnen verbündeten Preußen stand, wurde eines Tages von den Belagerten angegriffen; es wehrte sich wacker, aber es mangelte ihm an Munition.

Louis, der sich in der Nähe befand und diesen Umstand bemerkte, trug den Streitern in seinem Hute die Patronen zu; feindliche Kugeln sausten um sein entblößtes Haupt; in tausendfacher Gefahr war in jedem Moment sein edles Leben, doch der Genius der Heroen umschwebte schützend ihn, aus dessen Auge eine heilige Flamme loderte. Indem er so, ein Götterbote, sich mit den Kämpfern beschäfftigt, ersieht er einen schwerverwundeten gemeinen Soldaten vom Regimente Pellegrini; rasch eilt er zu ihm, ergreift ein Tuch, verbindet damit die blutströmende Wunde des Kriegers, und trägt dann den Entkräfteten auf seinem Rücken aus dem Getümmel des Gefechtes zur Heilung und in Sicherheit.

Das geschah am 14ten July 1793.

Könnte je ein Lästerer — eine von den Insekten-Seelen, die, mit dem Balken im eignen Auge, so gern den Splitter im Auge des Bruders erspähen um zu frohlocken: Seht da, er

hat auch ein krankhaftes Glied! — könnte je Einer es wagen, des Prinzen Schwächen aufspüren, offenbaren, und sein Andenken schmähen zu wollen, so trete er zu diesem Moment zurück, so sehe er den Fürstensohn einen gemeinen Kriegsknecht auf seinen Rücken unter tausendfacher Lebensgefahr vom Kampfplatze hinwegtragen und — verstumme beschämt.

Was konnte ihn zu dieser wahrhaft fürstlichen Handlung aufrufen, als die innere heilige Stimme der Menschenliebe mit ihren Flötentönen?

Was leitete den Jüngling durch den dichten Kugelregen, wenn es nicht die fromme Kühnheit des Helden war, welche ihn begeisterte?

Konnte auch der größte Egoist von dieser Handlung für sich einigen Vortheil hoffen?

Mannesmuth mit Menschenliebe verschwistert ist die wohlthätigste Erscheinung hienieden!

Oder wäre die Tapferkeit dann nur verehrungswürdig, wenn der wüthige Krieger mit Schaum auf den Lippen dahin stürmt in das Schlachtgewühl, um mordend zu zerstören? Wahrhaftig nicht! Eine That wie diese, im Dienst der Menschheit und Menschlichkeit unternommen, wiegt zehn gewöhnliche Heldenthaten auf!

Es ist zu berechnen, wie hoch ihn, von nun

an, nicht nur die Preußische sondern auch die Oestreichische Armee ehrte und liebte. Wer die Tugend werth hielt, huldigte ihr in ihm. Alles drängte sich an ihn, um ihm seinen Glückwunsch zu der edlen Handlung abzustatten, die alle öffentliche Blätter der Welt verkündigten.

Man begann Wettkämpfe um das Verdienst, seinen Namen der Unsterblichkeit zu weihen, Dichter und Künstler mühten sich, ihn zu verewigen.

Es erschienen Kupferstiche und Gemälde, welche jene Großthat darstellten, und kein fühlender Mensch hat wohl ohne innere wohlthätige Bewegung diese Blätter angeschaut.

Der Königl. Preuß. Hof-Medailleur Abramson in Berlin schlug zur Erinnerung an jene Bravthat eine Medaille, welche hier vor mir liegt.

Auf der Außenseite des Papieres, das sie emballirt, heißt es:

„Denkmünze auf die Rettung eines Oestreichischen Soldaten durch Seine Königl. Hoheit des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen bei der Belagerung von Mainz.“

Die Vorderseite der Medaille zeigt das Brustbild des Prinzen mit der Umschrift:

Prinz Louis Ferdinand von Preußen.

Auf der Rückseite ist der Prinz abgebildet,

wie er den Verwundeten vom Boden aufhebt und ihm hülfreiche Hand leistet. Die Umschrift ist:

Oestreichs Krieger dankt ihm das Leben!

Im Abschnitt: Vor Mainz den 14. July 1793.

Diese Medaille hat in Silber den Werth von Einem Thaler zwölf Groschen, in Golde von dreißig Thalern.

Auch der König Friedrich Wilhelm II. erkannte das Verdienst und ertheilte ihm zur Belohnung seiner thätigen Menschenliebe den Rang eines General-Majors, da er zuvor nur Obrist gewesen war.

Schon zwei Tage später — am 16ten July ging er wieder zu einer andern, sehr gewagten Unternehmung, welche, wie er sie ausführte, unläugbar seinen militairischen Werth und seine persönliche Tapferkeit ausspricht und verbürgt.

Die Franzosen hatten nämlich eine starkbesetzte und wohlbefestigte Feldschanze vor der zweiten Parallele inne; die Preußen mußten dies Außenwerk haben, wenn sie einigermaßen in der Eroberung von Mainz vorschreiten wollten.

Es war beschlossen, diese Schanze anzugreifen, um sie, wo möglich zu nehmen.

Man wählte unter den bedeutenden Offizieren einen Anführer zu der Expedition; keiner wollte, der Gefahr wegen — so recht gerne daran. Da erbot L. sich freiwillig dazu, und bat sogar den König darum, wie um eine Gunst.

Der Monarch machte Schwierigkeiten, denn er wollte den wackern Jüngling nicht gern bei einem so gefährlichen Unternehmen verloren geben; aber jener ließ nicht eher ab, bis er die Königliche Einwilligung. hatte.

„Kinder was meint ihr" — sagte er, als er nun am Abend des sechzehnten July vor der Front der Grenadiere von Mannstein hielt, die zu der Expedition bestimmt waren — „was meint ihr? Wird es uns wohl gelingen?"

O — entgegneten diese einstimmig — das hat gar keine Schwierigkeiten, da Sie bei uns sind.

„Gut" — rief er aus — „wenn ihr das glaubt, so haben wir auch schon gesiegt. Verlassen werde ich euch sicher nicht, ihr kennt mich ja. Vergeltet nur gleiches mit gleichem und laßt mich nicht im Stiche. Folgt mir nur immer getrost: ich gehe voran!"

Und er hielt sein Wort als Mann.

Es war zehn Uhr, regnichtes Gewölk überzog den ganzen Horizont, und machte den Abend ziemlich finster.

Unter dem Schutze dieser Dunkelheit und in tiefster Stille rückte man der Schanze näher; sie wurde mit gefälltem Bajonett erobert und der Feind vertrieben, der jedoch um Ein Uhr, des Nachts — aber ganz vergebens — sie wieder zu gewinnen suchte. L. legte auch hier die ausgezeichnetesten Proben einer hohen Kühnherzigkeit ab.

Während die Franken ihr bekanntes Freiheitslied: Ah, ça ira! etc. in der Schanze sangen, sammelte er seine Grenadiere und rief: „Non, ça n'ira pas! Folgt mir Kinder! Vorwärts, Marsch!"

Er war der Erste in der Schanze.

Ein Franzose, der auf ihn anschlug, verbrannte ihm das Gesicht und die Kugel flog dicht an seinem Haupte vorbei.

Eine Kartätschenkugel verwundete ihn in der Lende, er nahm sich kaum die Zeit, den Verband abzuwarten, ritt dann wieder zu seinen Bataillons zurück, und blieb bei ihnen.

Wo ist der Prinz Louis? — fragte der

König, welcher am folgenden Morgen in sein Quartier kam, ihn zu besuchen.

Bei seinen Leuten! antwortete man ihm.

Er ist verwundet?

Ja.

Und doch noch auf den Beinen? Das ist stark. Er sollte sich schonen. Wir besitzen der Leute von seinem Gehalte nicht Viele und gebrauchen sie noch ferner.

Der Monarch suchte ihn auf.

Wenn ich der Cousin Louis wäre — rief er ihm freundlich entgegen, als er ihn erblickte — so bliebe ich jetzt ruhig, um mich gehörig zu heilen.

„Und wenn ich der König wäre" — entgegnete dieser lachend — „so würde es mir lieb seyn, wenn meine Offiziere kartätschenfeste Beine besäßen!"

Der König lachte und ließ ihn gewähren; aber er hatte nicht unrichtig geurtheilt, nicht unrecht gerathen. Die Wunde wurde bei der fortgesetzten Thätigkeit und Anstrengung des Prinzen übler und er mußte sich nach Mannheim be-

geben, um dort seine Wiederherstellung zuvor abzuwarten, ehe er wieder auf den Schauplatz trat.

Hier besuchte ihn der Kaiserlich-Oestreichische Gesandte, Fürst Reuß.

Seitdem er den Soldaten vom Schlachtfelde getragen hatte, trug der Ruf seinen Namen durch die ganze Welt. So hatte auch der Fürst ihn näher kennen gelernt und war entzückt, seine persönliche Bekanntschaft jetzt zu machen, und ihm hier seine Hochachtung bezeugen zu können.

Die Rede kam auf jenen Vorfall: der Fürst meinte, die Oestreichische Armee müsse dem Prinzen ewig dankbar seyn und setzte dann hinzu: Wenn Ihre Königliche Hoheit einst dieser Armee die Ehre geben wollten, in ihr zu dienen, sicher würde Sie jeder Brave auf den Händen tragen wie Sie es verdienen.

„Recht schmeichelhaft, lieber Fürst“ — entgegnete L. — „wenn das möglich wäre; aber haben Sie jemals gehört, daß ein Preußischer Prinz in fremde Dienste trat? Und könnten Sie glauben, daß ich zuerst eine Ausnahme von dieser Regel machen würde?“

Allerdings liegt ein bedeutender Stolz in dieser Antwort, aber es ist kein unedler, es ist der höchstwürdige Stolz eines Fürsten; in ihm

spricht das Bewußtseyn des eignen Werthes, das Gefühl, ein Zweig des hohenzollerischen edlen Stammes darf seine Kraft nur dem Lande weihen, in dem er geboren wurde, über das seine Ahnen herrschten; er muß sein Leben nur für ein Volk einsetzen, das seine Fürsten liebend verehrt, für ein Volk, das sich im Nothfall auch für seine Herrscher opfert.

Deshalb fand L. es unmöglich für einen Preußischen Prinzen, fremde Dienste zu nehmen, und so ehrt ihn jene Antwort.

Aus den hier aufgezählten Zügen aus seinen Jünglingsjahren geht wohl, klar wie der Tag, hervor, daß er in diesem Alter niemals Gelegenheit gab, ein widriges Urtheil über ihn zu fällen.

Und doch nagte die Erbärmlichkeit, welche Alles nach ihrem eignen Unwerth bemißt, die Blödsinnigkeit, die, wenn das Vorurtheil ruft: Seht ihr? gleich antwortet: Ja, ja, ich sehe! ohne etwas zu erblicken, an dem Gemälde seiner bessern Individualität, und die Bosheit strich mit dem in Galle getauchten Pinsel über die frischen Farben, daß das Gebilde nun den Schauenden anders erschien.

Warum mußte der Verfasser der vertrauten Briefe, übereilt, jenem Haufen nachschreien.

Das ist nicht edel, nicht männlich!

Nach seiner Zurückkunft aus der Rheincampagne gab der König ihm ein eignes Infanterie-Regiment als Chef, und sein Aufenthaltsort war seitdem Magdeburg, die Garnison seines Regiments; auch erhielt er später die Würde eines Domprobstes zu Magdeburg. Jedermann versichert, daß er seit jener Zeit, da sein Wirkungskreis sich erweiterte und vergrößerte, so eigentlich froher, thätiger im eigentlich edlen Sinne wurde. Bis dahin hatte noch zuweilen der jugendliche frivole Leichtsinn in ihm gewaltet, Leichtsinn, der aber nie in Bösartigkeit ausartete.

Merkwürdig ist ein Beispiel aus jener Zeit von seiner Handlungsweise, die zugleich darthut, daß er den Werth eines Menschenlebens, gleich viel im hohen oder niedern Stande geboren, erkannte, und daß er nichts von rauher Strenge wußte, ja keine Ahnung von Rachsucht hatte.

Er sandte von Berlin aus (1795) ein paar seiner Leute mit sechs Pferden nach Magdeburg; diese Pferde waren seine besten, die ihm große

Summen kosteten, und auf die er außerordentlich viel hielt.

Die Reitknechte gingen damit auf die Reise, kamen nach Ziesar, bekümmerten sich dort wenig um die ihnen anvertrauten Thiere, verließen den Stall, wo sie standen, gingen in ein Wirthshaus und durchtanzten die Nacht; durch einen unglücklichen Zufall, oder vielmehr durch die Nachlässigkeit der Leute kommt Feuer in dem Stall aus, und ehe die Knechte zur Hülfe kommen, sind die drei besten Pferde verbrannt, die andre Hälfte ist sehr beschädigt.

Der Prinz erfährt das Ereigniß, er hört, daß die Sorglosigkeit der Bedienten den Unfall veranlaßt habe.

Also, die Pferde sind hin? Und die Leute? Sind sie wohl?" ruft er dem Boten entgegen. —

Sie leben und sind gesund!

„Nun, dann ist das Unglück doch so gar groß nicht."

In der Freude, daß die Menschen keinen Schaden genommen, vergaß er den Verlust seiner Lieblingspferde.

Und als er die Leute wieder sah, waren seine Vorwürfe mild und sanft; er warnte bloß für ähnliche Unvorsichtigkeit in der Zukunft; er strafte

nicht, er ahndete seinen Verlust nicht, er rächte sich auf keine Weise an den Nachlässigen, und erwähnte in ihrer Gegenwart kaum des Vorfalles. Er hatte verziehen.

Ein angesehener Mann vom Hofe sprach mit ihm über das Ereigniß und sagte: Nun, Eure Königliche Hoheit werden doch die Nachlässigen wegjagen?

„Nein" — entgegnete L. — „sie sind durch das Unglück selbst, durch Schreck und Angst bestraft; auch haben sie genug von der Furcht gelitten, und werden es sicher nicht wieder thun!"

Ungemein liebte er seinen braven, nun hochseligen Oheim, den Prinzen Heinrich von Preußen, dessen Liebling er dafür auch war.

Als die Nachricht von der letzten Krankheit des Prinzen Heinrich in Berlin eintraf, war L. untröstlich. Auf der Stelle vermochte er seinen ehrwürdigen Vater dazu, ihm in Gesellschaft seiner Geschwister, der Prinzessinn Louise (Fürstinn v. Radzivil) und des Prinzen August Ferdinand die Reise nach Rheinsberg zu erlauben. Man kam vor dem Orte an. L., der das Lokale kannte, sprang bei dem Japanischen

Palais

Palais von dem Wagen, eilte so ins Schloß in das Schlafzimmer des Prinzen, und warf sich hier mit lautem Weinen am Bette des Kranken nieder. Dieser, schon sterbend, erkannte ihn noch, drückte seine Hand, und — verschied. Jetzt erst erschienen seine Geschwister, welche der Umweg so lange aufgehalten hatte.

Er nannte es nachher stets ein Glück, daß er vorausgeeilt sey, und so den biedern Oheim noch lebend gefunden habe.

Einstmals sah er mit Schweigen über einen Verlust hin, den ihm ein Mensch, dem er sein Vertrauen geschenkt hatte, bereitete, über einen förmlichen boshaften Betrug, den jeder andre, auch der sanftmüthigste, hart bestraft haben würde. Louis schonte — vielleicht zu viel — weil der Verbrecher, wenn dessen That zur Sprache kam, auf immer unglücklich wurde. Dieser Gedanke ließ den gutmüthigen Prinzen das Gefühl der Kränkung, das Bewußtseyn seines Nachtheiles vergessen.

Zu einer Zeit nämlich, da der Prinz durch Gutmüthigkeit und einigen jugendlichen Leichtsinn tief in Schulden gerathen war, so daß er

nach Hamburg ging, um erst ein Arrangement zu treffen; zu dieser Zeit wurde ihm eine Rechnung präsentirt, für Sachen, die er ausgenommen haben sollte; die Rechnung war mit seinem Namen unterzeichnet, er wußte nichts davon, er hatte nicht unterschrieben, ein anderer hatte seine Handschrift ziemlich täuschend nachgemacht.

„Wer hat das geholt?" fragte Louis den Vorzeiger der Rechnung. Der Mensch wurde ihm genannt. Er ließ ihn kommen, und zeigte ihm das Papier. „Sieh," sprach er, „da hat Einer meinen Namen recht geschickt nachgemacht!" Der Verrathene sank, Gnade flehend zur Erde. „Ich vergebe!" — erwiederte der Prinz — „aus zwei Ursachen — weil du Weib und Kinder hast, und weil es nur 600 Thaler sind. Du hättest mich um weit mehr bringen können. Aber für die Zukunft verbitte ich so etwas."

Er schwieg, und ließ es den Missethäter kaum fühlen, daß er ihn so schrecklich getäuscht hatte. Da der Mensch sich später gut aufführte, so behielt er ihn, und gedachte der Vergangenheit mit keiner Sylbe.

Der höchste Grad von Gutmüthigkeit, von Schonung, von Vergessenheit für Kränkungen,

für den Mißbrauch seines Vertrauens, zu einer Zeit, da er selbst in der höchsten ökonomischen Verlegenheit war.

Seine Reise nach Hamburg und die Ursache dieser Reise wirkte auf den König nicht vortheilhaft für ihn. Der Monarch war erzürnt und verordnete, daß der Prinz (als der Obrist von Massenbach ihn von dort zurückbegleitet hatte) seinen Aufenthalt in Magdeburg nehmen und nicht nach Berlin kommen solle. Anfangs gehorchte er; aber endlich wurde ihm die Zeit lang, er wünschte seine ehrwürdigen Aeltern und seine Schwester die Fürstinn Louise von Radzivil zu sehen. Er ließ um Erlaubniß bitten, nach Berlin kommen zu dürfen. Wahrscheinlich hätte der König, welcher ihn unter allen Umständen achtete, seinen Wunsch erfüllt, aber er erfuhr, wie man sagte, damals diesen Wunsch desselben nicht von seinen Umgebungen. Nun bat Louis um eine Zusammenkunft mit seiner über alles geliebten Schwester, der Fürstinn von Radzivil, welche in Brandenburg Statt finden sollte. Die liebende Schwester bewilligte und es wurde ein Tag festgesetzt, an dem sie in Brandenburg ihn sehen wollte.

Louis war bereits am frühen Morgen zum Rendezvous in dem Bestimmungsorte; aber unglücklicher Weise verfiel am Tage vorher eins der Kinder der Fürstinn in eine bedenkliche Krankheit (das Scharlachfieber) und die gute Mutter wagte es nicht, sich von dem kleinen Dulder zu trennen. Sie sandte daher einen ihrer Hausofficianten nach Brandenburg, den Prinzen von ihrem Unfalle zu benachrichtigen und ihm einen spätern Termin anzusetzen. Energisch wie Louis war, und mit der glühenden Bruderliebe faßte er sogleich den Entschluß, selbst nach Berlin zu gehen. Man widerrieth ihm diese Handlung, die den König empören müsse. Er beharrte; man sagte ihm endlich, der König habe das ausdrücklich verboten. „Nun gut" — sagte er — „das respectire ich, ich gehe nach Berlin, aber ganz inkognito, es soll auch kein Mensch etwas ahnen. Was es mich auch kosten möge, ich muß meine Schwester sehn und meine zürnenden Aeltern versöhnen!"

Und nun galt kein Widerspruch. Er sandte seinen Wagen nach Magdeburg retour, in den sich Einer setzen, und sich unter des Prinzen Namen als Auspassirender melden lassen

mußte, während er selbst mit jenem Officianten der Residenz zufuhr.

Diese Beharrlichkeit bei seinen Entschlüssen, diese Energie in der Ausführung derselben hat sich in tausend andern Fällen bewährt und seines Lehrers Ausspruch gerechtfertigt, der ihm die Nativität stellte, daß er sich einst durch Kraft, Festigkeit und Ausdauer von der gehaltlosen Menge unserer Zeitgenossen auszeichnen werde.

Möge hier noch eine Erzählung von seiner ungewöhnlichen, ganz außerordentlichen Menschenliebe und raschen Mildthätigkeit stehen und diese Rubrik beschließen.

Ein Marketender in der preußischen Armee, ein guter fleißiger Mensch, der ihm persönlich bekannt war, hatte das Unglück, am Ende des Feldzuges am Rhein einem Trupp feindlicher Nachzügler in die Hände zu fallen und sein sauer erworbenes Vermögen ganz und gar zu verlieren. Arm, fast nackend kam er in Berlin an. Louis war als freigebig, als ein Helfer der Dürftigen bekannt und jener Arme wandte sich daher auch an ihn, mit der Bitte, ihn durch ein kleines Geschenk zu unterstützen. Louis hör-

te ihn theilnehmend an und sagte endlich: „Es thut mir leid, daß ich jetzt nichts ordentliches für Ihn thun kann. Wenn ich Ihm ein paar Thaler gebe, die ich noch besitze, so hilft Ihm das so viel als nichts; aber komme Er morgen wieder. Noch heute oder morgen erhalte ich etwas Geld, davon soll Er haben!"

Der Dankbare beurlaubt sich, und geht der Thüre zu, um sich zu entfernen. In diesem Augenblicke tritt ein Bedienter herein, der dem Prinzen den Rest seines Monatsgeldes — (etwa 120 Rthlr.) — bringt.

„Gut" — spricht Louis, ruft jenen zurück und giebt ihm — das Ganze hin.

Thränen in den Augen frägt jener: Alles, Ihro Königliche Hoheit?

„Nun ja" — antwortet dieser — „Ihm ist damit geholfen, und ich sehe schon, wie ich einen Monat durchkomme."

Mannesalter.

Vor drei Jahren — 1804 — unternahm er eine Reise nach Italien.

Auf dieser Reise trat er in einer Reichsstadt in einem Gasthofe, der goldene Adler genannt, ab.

Der Wirth, ein Mann des gewöhnlichen Schlages, gab sich alle erdenkliche Mühe, den Reisenden bestmöglichst zu bewirthen, aber auch durch eine ungeheure Forderung für diese Bewirthung die Chatoulle desselben bestmöglichst zu erleichtern.

So wenig Anlage zum Geiz L. nun auch fühlte, so mußte ihm doch nothwendig die unverhältnißmäßige Größe der Summe auffallen, aber dennoch ließ er sie entrichten, ohne seine Unzufriedenheit zu äußern.

Erst dann, als bei seiner Abreise der ihn zum Wagen begleitende Wirth bat, L. möge, wenn er einst wieder durch den Ort reise, ihm doch ja die Ehre geben, in seinem Hause abzutreten, erst dann ließ er sich einige Bemerkungen entfallen, die — wie tausend andre seiner Antworten — von seinem lebhaften Witze zeugten.

Er sah nämlich auf das Schild des Gasthofes über der Thür und sagte: Immer werde ich mich Ihres Hauses erinnern; es heißt der goldene Adler: ich bin ihm verwandt; Sie wissen, ich bin auch ein Adler *) und zwar bis daher ein goldner **); indessen muß ich Ihnen sa-

*) Anspielung auf das Preußische Wappen.

**) in Rücksicht auf die Finanzen.

gen, wenn ich oft bei Ihnen einkehrte, würde sich mein Gold bald verlieren, denn Sie haben mich enorm bezahlen lassen. Soll ich also wieder zu Ihnen kommen, so müssen Sie mir versprechen, daß mein Herr College nicht zu uncollegial mit mir umgehe, damit wir beide bei Golde und bei Ehren bleiben!"

Verschwender beachten nie den Betrag einer Ausgabe: war er wirklicher Verschwender, so überging er schweigend den Umstand.

Auf eben dieser Reise befand er sich im Karlsbade.

Sein Anstand, sein gutes Benehmen gegen Jedermann, seine joviale Gesellschaftlichkeit zog auch hier unwiderstehlich alles zu ihm hin.

Die Männer fanden ihn äußerst feingebildet, überaus human, sehr unterhaltend: kurz, interessant, und die Damen noch überdies als Mann liebenswürdig.

Man drängte sich um ihn, und er gab sich so gerne hin; er flog aus einem bessern Zirkel in den andern und war die belebende Seele eines jeden.

Der Ruf, er liebe das schöne Geschlecht,

war vor ihm hergegangen, und so war es in der Regel, daß in manchem Busen der leise Wunsch keimte: Möchte der hübsche Mann mich doch bemerken! Andre gingen weiter, sie machten Pläne und brüteten über Spekulationen, an dem allgemein geachteten Fürstensohn eine Eroberung zu machen.

Zu dieser Klasse gehörte eine gewisse Dame, die es sich besonders angelegen seyn ließ, — eine neue Scylla den Ulysses — ihn in ihre Wirbel zu ziehen. Das hoffte sie nun am glücklichsten zu vollziehen, wenn sie sich ihm im blendendsten Lichte ihrer schönen Körpergestaltung producire. In diesem Plane unterstützte sie die griechische Nacktheit (welche damals in der Damenwelt an der Tagesordnung war) ungemein. Die anschmiegendsten Gewänder wurden ausgewählt und angethan, und jede Nuancirung der reizenden Formen stellte sich dem Blicke des Zuschauers dar. Der volle Busen wurde, mit Hintansetzung aller weiblichen Decenz, entblößt und fast ganz zur Schau getragen! So für ihren Zweck ausgerüstet, umkreis'te sie den Liebling immer und ewig.

Außerdem hatte auch noch ein junger Mann den Auftrag, den Prinzen, in dessen Nähe er

zuweilen kam, aufmerksam auf die Dame zu machen.

Aber Louis (obgleich nichts minder als ein Damenfeind) besaß einen zu richtigen Tact für den Anstand, ein zu reges Gefühl für die Sittlichkeit; das Zuvorkommen der Frau, ihre Verletzungen der weiblichen Zartempfindung wirkten zu widerlich auf ihn, als daß der Anschlag reussiren konnte.

Er lächelte bitter über die Coquetterie, über die Bemühungen des schamlosen Weibes und wandte sich verhältnißmäßig gerade so weit ab, als man sich ihm näherte. Die Dame und ihr Helfershelfer mißverstanden ihn aber, und fuhren mit noch größerer Anstrengung in ihren Operationen fort. Man schien einen Sturm beschlossen zu haben, denn die Nackende fehlte an keinem Orte mehr, wo sich der Fremde befand, und die Gelegenheit wurde ihm immer näher und näher gebracht.

Auf einem von einem fremden Fürsten gegebenen Masken-Ball erschien die Person quästionis als Venus, aber ihr Aeußeres schmiegte sich mehr dem der Bacchantinnen an, so reizend sie auch übrigens war. Sehn Sie doch, mein Prinz! — sprach der junge Herr, welcher heute

stets in seine Fußstapfen trat — sehn Sie doch das göttliche Weib!

„Eva im Paradiese und ohne Feigenblatt“ — entgegnete L. — „ich möchte nicht ihr Adam seyn, die Schlange schaut zu sichtbar unter den bloßen Aepfeln der Versuchung hervor!“

Und er entfernte sich für immer von dem jungen Kuppler und hatte fortan kein Auge für die Schönheit des Weibes.

Auf dieser seiner Reise hielt er sich einige Zeit an einem deutschen Hofe auf.

Schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit hatte er durch seine gute Laune, durch seine gesellschaftlichen Tugenden, durch seinen brillanten Witz Alles noch mehr an sich gefesselt, als es vorher schon durch seine militairischen Verdienste für ihn interessirt war.

Der ganze Hof, vom Monarchen an, bis zum letzten Höfling, erkannte seinen Werth an.

Man wünschte deshalb auch zu wissen, wie es ihm hier gefalle, und ein sehr geachteter Prinz übernahm das Geschäfft, ihn freundschaftlich darum zu befragen. L. ein Feind jeder leeren Complimentirsucht, sagte mit deutscher Freimüthigkeit Alles, was er dachte.

„Wahrhaftig" — entgegnete er — ich finde hier alles scharmant, das beweiset meine ununterbrochne gute Laune; man wetteifert, mir den Aufenthalt angenehm zu machen; aber wenn ich ganz offen seyn soll, so muß ich sagen: Eine Kleinigkeit gefällt mir hier nicht ganz."

Und was ist das?

„Ich weiß wohl, daß ich als ein Rigorist erscheine, indem ich es sage; aber ich bin auch Ihrer Verzeihung gewiß, darum wage ich es zu sagen: Ich bin nicht gewohnt, Jedermann so genirt, so ceremoniös um mich her zu sehen, so steif; dann ist zum Beispiel Ewr. Liebden Coeffüre und Kleiderschnitt die Mode von 30 Jahren her, und das ist drückend für mich; ich meine, stets das Personale eines bürgerlichen Trauerspieles zu sehen: das ist mir ängstlich!"

Die Unzweckmäßigkeit und Unansehnlichkeit dieser Gewänder und Frisuren sprang ins Auge. Er hatte Recht; aber ein Anderer hätte laut gelobt, was er im Stillen tadelte. L. fühlte und dachte dazu zu gerade.

Ein andermal fragte ihn der Monarch selber nach aufgehobener Tafel um seine Meinung in Hinsicht auf die Freuden des Tisches. Man kam

auf die heutige Mahlzeit, und das Gespräch verbreitete sich über die Details. Und L. pries mehrere Speisen, nannte sie seine Lieblingsessen und diese Residenz die Heimath der Kochkunst.

Jetzt ging man zu den Weinen über.

Louis wurde einsylbiger.

Man bat endlich um sein Urtheil.

„Darf ich frei reden?" fragte er.

Natürlich ganz offen.

„Nun, man ißt hier — ich bin geneigt zu sagen, göttlich, denn schwerlich speisten die Götter Griechenlands besser; aber um nicht zweideutig zu scheinen, begnüge ich mich damit zu sagen: man ißt ganz vortrefflich, doch eins fehlt: man trinkt schlecht!"

Wie so? Mein Gott! —

Louis. Der Wein ist gut, sehr gut, aber man hat mir so wenig gegeben, daß ich ihn nicht loben kann; der verdammte Domestik hat mir so sparsam eingeschenkt, als wären es aufgelöste Perlen, und ich trinke, wenn der Wein mir schmeckt, gern mehr als zwei, drei Gläser!

Seine Art, dergleichen freimüthig zu sagen, war so originell, daß man ihn darum nur noch lieber gewann.

Man ließ sogleich noch eine Flasche des ge-

lobten Weines herbei bringen. L. in Gesellschaft zweier Personen, leerte diese Flasche, und versicherte nun mit scherzhaften Ernst, man speise und trinke hier am besten in ganz Europa.

Wie er — nicht allein im Umgange mit Soldaten und Diener, sondern auch mit Jedermann — von dem gewöhnlichen kaltstrengen Zurückziehen der Großen von den übrigen Menschen, so ganz frei war, beweiset folgender Zug:

Er kannte einen Schauspieler (Mitglied des Königl. National-Theaters in Berlin) ziemlich genau, da er als Musikfreund öfters selbst zu diesem Manne, (der nebenbei einen Musikhandel trieb,) kam und von ihm das Benöthigte kaufte.

Einmal, auf einem Spaziergange des Schauspielers unter den Linden, begegnet ihm L.

Höflich grüßt er den Prinzen, und dieser dankt sehr artig, wendet sich dann zu ihm, knüpft ein Gespräch an und geht neben ihm her.

B. — — so ist des Schauspielers Name — bescheiden genug, die Unterhaltung nicht selbst und ausschließlich fortspinnen zu wollen, antwortet nur immer das Nothwendige auf die Aeußerungen seines Fürstlichen Begleiters, und setzt nur selten eine kurze Bemerkung hinzu, um nicht dem

Prinzen, der sehr gut sprach, vorlaut (wie es jetzt Sitte ist) das Mittel zu nehmen, das Gespräch, zu dirigiren.

Aber das mißfällt Louis, der seine Gesellschafter gern viel und mancherlei reden hört.

Er äußert sich darüber; jener entschuldigt sich mit der Empfindung der Ehrfurcht u. s. w.

So gehen sie miteinander fort bis vor die Thür der Herzoginn von Hollstein Beck, wo sich so eben die Prinzessinn Amalia, Gemahlinn des Prinzen Wilhelm, (Bruder des Königs) befindet. Dieser stellt er den Schauspieler vor.

„Der Herr B — —“ — spricht er, und setzt mit komischem Unwillen hinzu — „der sich zu schämen scheint, mit einem Preußischen Prinzen zu conversiren.

Sey es, daß er hier zugleich ein Bonmot sagen wollte, so ist es doch unleugbar gewiß, daß der Spaziergang selbst und das Ganze dieser Aeußerung den Beweis führt, wie es ihm so ganz an der eigentlichen Hoffart mangelte, die so oft den Mitgliedern der andern Stände wehe thut.

So wie er auf dem Kampfplatze ganz muthvoller Soldat war, so erschien er auf dem Exer-

cierplatze als ein denkender, Kenntnißreicher und wissenschaftlicher Kriegskünstler. Hier dokumentirte er bei jeder Gelegenheit, daß seine Lehrer ihren Vortrag nicht an ihn verschwendet hätten, daß er das, was er Gutes über Kriegskunst gelesen, auch in sich aufgenommen habe. Sein reiches Talent fing auf alle Weise den kleinsten Funken des Wissens auf, und ließ ihn da, wo er an seiner Stelle war, wiederscheinen.

Man hat in der letzten Zeit den Preußischen Kriegern — mit welchem Rechte weiß und entscheide ich nicht — Vorwürfe gemacht, daß sie in der Kriegskunst zu sehr und eifrig am Alten, Gewohnten hingen und hafteten, daß sie dort nicht mit fortgeschritten in den Kenntnissen und im Geiste der neuern Zeit.

Aber dieser Vorwurf traf L. durchaus nicht; er war nicht zurückgeblieben als wissenschaftlicher Krieger.

Einmal — im Jahr 1805 — war er zu Berlin bei der Waffenübung auf dem Exercierplatze gegenwärtig, als ein angesehener Offizier eine Art von retirirendem Manöuvre ausführte, wobei er nach herkömmlicher Sitte (nämlich ein wenig langsam) verfuhr.

„Was machen Sie?“ fragte L.

Ich

Ich retirire, war die Antwort.

„Das sehe ich" — fiel er ein — „aber wenn Sie annehmen, daß Sie von einem Feinde mit Beinen verfolgt werden, so werden Sie, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, nicht weit kommen."

Wie so?

„Welche Frage! Wenn Ihnen Ihre Leute und Ihre eignen Extremitäten lieb sind, so eilen Sie, sonst werden sie tournirt und büßen alles ein."

O, ich weiß recht gut, daß die da drüben, welche den Feind vorstellen, sich nicht übereilen werden, und überdies ist es mir ganz genau bekannt, was sie thun und wohin sie marschiren werden. So habe ich nichts zu fürchten.

„Also führen Sie die Soldaten bloß zu einem Spaziergange? Es ist nicht Uebung für den möglichen Fall, daß sie einem gewandten Feinde gegenüber stehen, dessen Absicht Ihnen nicht genau bekannt ist? Ja, dann habe ich nichts gesagt."

Sie meinen? —

„Ich meine, daß es kaum möglich seyn wird, die Preußische Armee einmal den siebenjährigen Krieg vergessen zu machen. Er wurde für jene Zeit

recht brav geführt. O ja, als der Feind noch langsam, Schritt vor Schritt, ging, wie ein schwerbeladener Frachtwagen, da konnte man sich auch Zeit nehmen; aber in unsern Tagen reicht das Schwerfällige nicht mehr aus. Wer ein Freund seiner gesunden Gliedmaßen, seiner Freiheit und seines Lebens ist, retirirt anders als Sie. Der Krieg wird jetzt auch mit den Beinen geführt, und die französischen Voltigeurs sind treffliche Informatoren in dieser Kunst. Das Schicksal behüte uns vor Uneinigkeit mit den Franzosen; ich fürchte, unsre Unbeholfenheit würde schweres Lehrgeld entrichten müssen!

Und der König hielt in der Nähe.

Seit er Soldat war, ging all' sein Streben, jeder seiner Wünsche auf militairische Thätigkeit, und mit leidenschaftlicher Wärme ersehnte er Gelegenheit, zu handeln, sich auszuzeichnen. Dieses rastlose Begehren, eine seinen Meinungen angemessene Beschäfftigung zu haben, ist wahrscheinlich mißverstanden worden, als ob er den Krieg gegen Frankreich wolle; aber sicher war es ihm ganz gleich, ob er gegen Franzosen oder wider

Russen, oder auch gegen eine andre Nation kämpfen solle, wenn er nur auf diese Weise handeln durfte.

So freute er sich im Jahr 1805 der erschienenen Gelegenheit, und ging erfreut mit den Preußischen Truppen nach Sachsen, wo die Armee bis auf weitere Befehle stehen blieb. Man kann ermessen, wie unangenehm ihm, unter diesen Umständen, die Ordre war: die Truppen sollen in ihre Garnisonen zurückkehren. Er gehorchte, aber murrend gegen das Cabinett in Berlin gehorchte er. Der Rückmarsch erfolgte.

Man kam in Leipzig an. Louis besuchte das Theater. Der Name des dargestellten Stückes ist mir entfallen, ich meine, es war eine Tragödie von Shakespeare. In diesem Stükke kommt eine Scene vor, in der zwei Männer miteinander uneinig werden, und wüthend zu den Schwertern greifen; plötzlich aber erscheint ein Geist, tritt mitten unter sie, und ruft: Friede!

Dies Ereigniß veranlaßte den Prinzen zu einem Impromptu. Er stand in der Loge auf, und rief ziemlich laut; „Aha, die Sprache kenne ich: der gute Freund kommt sicher aus Berlin!"

Daß er auch noch als Mann die Menschen so glühend liebte, wie in den Tagen seiner Jugend, daß er ihrem Heil sich selbst zu opfern vermochte, das bewies er zu Berlin im Sommer 1806.

Zu dieser Zeit bezeichnete man, um das Publikum zu warnen, in unsern öffentlichen Blättern einen tollen Hund, der seit zwei Tagen in der Hauptstadt und deren Nähe umherlaufe, und bereits einige Personen gebissen habe.

Louis stand an dem Tage, da die Zeitungen mit dieser Warnung ausgegeben waren, Nachmittags vor der Thür der ersten Auberge, die Sonne genannt: da kam ein Hund, dem bezeichneten ähnlich, vom Brandenburger Thor her, die Straße herauf gerannt.

Kaum sah ihn der Prinz, als er auch schon auf die Mitte der Straße hinüber eilte, das Thier im Nacken ergriff, und es so lange empor hielt, bis ein Policeibeamter vorüber ging.

Diesen fragte er, ob dies der angezeigte wüthende Hund sey. Jener besah das Thier genau und antwortete mit: Nein.

„Recht dumm" — schalt mißmuthig der „Prinz — ich freute mich schon, etwas Gutes ge„than zu haben!"

Wollte Bürgers braver Mann mehr?

Seine strenge Rechtlichkeit geht wohl sichtbar daraus hervor, daß er, ehe er im Jahre 1806 ins Feld ging, mehrere seiner Gläubiger (Fabrikanten und Professionisten) welche ihm Arbeiten geliefert, zu sich rufen ließ und ihre Rechnungen eigenhändig mit seinem Namen unterzeichnete, um für den Nothfall — welcher jetzt wirklich eingetreten ist — die Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen außer allen Zweifel zu stellen; ja selbst noch zur Armee mußten ihm dergleichen Rechnungen für gelieferte Bedürfnisse, welche er neuerdings erhalten, nachgesandt werden. Unterschrieben schickte er sie zurück.

Als des bekannten militairischen Schriftstellers Heinrich von Bülow Werke Aufsehen zu machen begannen, war der Prinz einer der ersten, der ihn las. Er fällte über dessen Buch: Geist des neuern Kriegssystems ein sehr richtiges Urtheil, ein günstiges für den Verfasser. Darauf erschien dessen Werk: Der Feldzug 1800. Louis ließ den Schriftsteller zu sich und zum Essen bitten, sprach mit ihm über militairische Gegenstände, und fand in ihm einen gescheidten aber auch einen hypergenialen, immer

exaltirten Menschen. Er sagte ihm in's Gesicht, daß er ihn als Gelehrten achte, aber als Mensch in seinem Benehmen manches finde, das er nicht loben könne. Das nämliche sagte er zu andern Leuten.

Nun kam Bülow's famöses — vor der Hand letztes — Buch: Der Feldzug 1805, das ihn (wegen der vielen darin enthaltenen Bitterkeiten und Invectiven gegen mehrere Monarchen, angesehene Generale und überhaupt wider das preussische, russische, und östreichische Militairsystem) in's Gefängniß und auf die Vestung brachte.

„Ja, ja" — urtheilte der Prinz, als er das Buch kopfschüttelnd gelesen: Ich habe es lange gesagt; ich kenne den Menschen, er kommt mir vor, wie ein Donnerwetter, es geht Feuer daraus hervor, aber es führt auch immer viel Wind mit sich."

Das Buch selbst rechtfertigt dies Urtheil.

Louis tadelte einmal etwas in der preußischen Armee und setzte hinzu, diesen Fehler hätten vorlängst schon andre Leute entdeckt.

Doch — entgegnete man ihm — hat es bis jetzt noch kein bedeutender Mann geäußert.

„Das ist's eben" — sagte er — den Unbedeutenden glaubt man es nicht, und die Bedeutenden wissen oft nichts; darum aber sollten die Unbedeutenden, welche gescheidt sind, bedeutender gemacht werden."

Schon einmal war die Rede davon, daß er in den Kenntnissen seines Faches qua Soldat, nicht der letzte war; aber man weiß auch mit Gewißheit, daß er über ein großes Ganze, z. B. über die Streitkräfte einer oder der andern Potenz in Europa so absprach, daß der damit vertraute seinem Scharfblick, seinem durchaus gegründeten Urtheil volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Der Verfasser der vertrauten Briefe nimmt mit Gewißheit an, daß er den Krieg gegen Frankreich mit leidenschaftlicher Heftigkeit gewünscht habe; ich habe darüber schon früher gesprochen, und gesagt, daß er, seines Ruhms wegen, den Gedanken an Fehde mit Frankreich vielleicht leichthin gedacht und auch ausgesprochen habe. Wenn man aber deshalb mit den vertrauten Briefen annehmen wollte, daß Louis die Franzosen als Krieger geringe geschätzt, und den

Krieg gegen sie leicht genommen habe, so würde man sehr irren.

Hieher gehört eine seiner Aeußerungen, welche er kurz vor seinem Ausmarsch im vorigen Jahre im Hause eines Staabsoffiziers vom Regiment Gensd'armes, den er besuchte, laut werden ließ; sie gilt für den Belag meiner Meinung, daß Louis — wie auch schon früher bemerkt wurde — die französischen Krieger achtete, und den Krieg gegen sie wohl als ehrenvoll aber nicht als Spielwerk betrachtete.

„Wir sollen marschiren" — sagte er damals — „ich weiß nicht, ob hier Ehre für uns zu erjagen seyn wird, so wie nämlich die Sachen stehn. So sehr ich es wünschen muß, so wenig wage ich es zu hoffen; nur in der Voraussetzung, daß der König alles aufbieten wird, was einen glücklichen Erfolg verheißt, daß wir schnell handeln, daß, wie man sagt, ein Russisches Hülfscorps zu uns stößt, und wir mit Uebermacht agiren: nur in dieser Voraussetzung bin ich im Allgemeinen ruhig. Aber ganz wohl ist mir im Besondern nicht dabei, wenn ich höre, wie unsre jungen Herren Offiziere und die Soldaten von diesem Feldzuge reden, als ob unser Sieg unzweifelhaft wäre, als ob wir Laien in der Kriegskunst vor uns hätten.

Wie wenig kennen sie das französische Heer. Mit Meistern können sich nur Meister hoffnungsvoll messen, die Franzosen sind Meister in der Kriegskunst; ob wir es sind, muß sich erst ausmitteln. Zwar rede ich öffentlich nicht so zweifelnd von der Sache, um die Leute nicht zu entmuthen, ihnen nicht das Vertrauen zu nehmen. Das wäre Thorheit; aber ich denke ganz anders und wünsche herzlich, daß Jedermann das Maximum seiner Pflicht erfülle: nur dann läßt sich ein gutes Resultat hoffen!

Seine Geburt, sein Verhältniß gestattete ihm nicht, eine Gemahlinn, wie sein Herz sie wünschte, zu wählen, obgleich es wahrscheinlich sehr glücklich für ihn gewesen seyn würde, hätte er eine brave Gattinn gefunden; manches Ereigniß, das seine Einsamkeit und der Druck einer gewissen moralischen langen Weile hervorbrachte, wäre in seinem Nichts geblieben, er hätte manchen Kummer umgehen können, und manches vorschnelle Urtheil über ihn wäre nicht ausgesprochen worden.

Einigemale gedachte man an Partien für ihn. So wurde vor einigen Jahren von der Prin-

zessinn von Kurland als seiner Bestimmten gesprochen; aber bald hatte der Monarch, bald er selbst etwas dawider, und seine Vermählung unterblieb. Ewig allein zu seyn, das war für den Menschen mit warmem Herzen, mit flammmenvollem Blut unerträglich; er sehnte sich nach einer weiblichen Freundinn, und da das Schicksal ihm die Freuden einer glücklichen Ehe und das Verhältniß des Ehemannes versagte: so wählte er sich Freundinnen, mit denen er in näherer, traulicher Verbindung stand. Niemals aber hat er ein unschuldiges Mädchen verführt, nie eine Tugend seinem Gelüste geopfert, nie den Frieden einer glücklichen Ehe gestört. Trete Einer auf, dem ein solcher Fall bekannt ist, und strafe meine Behauptung Lügen.

Er liebte diese Personen wirklich, so lange das Schicksal dies Verhältniß begünstigte; er sorgte für sie, und hat in jeder Hinsicht so rechtlich an ihnen gehandelt, als es ihm möglich war.

Durch eine dieser Freundinnen, Demoiselle F. wurde er Vater zweier Söhne, die er mit der innigsten Vaterliebe, deren ein Mensch fähig ist, liebte. Vor seiner jetzigen letzten Abrei-

se nach Sachsen empfahl er die Kinder mit dringender Herzlichkeit der sorgsamen Obhut seiner geliebten Schwester, der Fürstinn v. Radzivil, und durch diese seinen verehrten Aeltern, mit so dringender Fürsorge, als habe die Ahnung seines Schicksales in seinem Innern geruht, als werde er seine Theuren nicht wiedersehen.

Und noch nicht genug, auch sein ehemaliger Kammerdiener, St.. erhielt den Auftrag, in den Details für sie zu sorgen.

„Alter Freund" — sagte er zu diesem — „Du weißt, wie theuer sie mir sind: laß es Dir angelegen seyn, nach Möglichkeit ihr Bestes zu befördern, so, als ob ich gegenwärtig wäre. Habe ich doch so wenig, woran mein Herz hängt, bewahre mir dies und rechne auf meine ganze Dankbarkeit!"

(Die sorgsame Bitte und die Wünsche der väterlichen Treue sind nicht unerfüllt geblieben. Die verehrungswürdigen Aeltern des Prinzen nahmen nach seinem Tode diese ihre Enkel wohlwollend bei sich auf, und sorgen für ihre bessere Zukunft.)

Als er in Thüringen bei der Armee eintraf, fand er einen hohen Muth in dem Corps. Dar-

über bezeigte er laut seine Freude. Man sang Kriegslieder, von denen alle öffentliche Blätter voll waren. „Es ist gut" — sagte er zu seinem Adjutanten, Herrn von Nostiz — „daß die Leute mit Freudigkeit an ihren Beruf gehn. Woher haben Sie die Kriegslieder?"

Aus dem Freimüthigen und dem Beobachter an der Spree; auch sind eigne Lieder zu diesem Zwecke geschrieben.

„Ja, ja" — bemerkte er — „unsre Barden sind jetzt recht tapfer hinter dem Schreibtisch; aber wenn sie einmal mitgehen sollten ins Feld, das Singen sollte ihnen vergehn. Da würde Statt finden was Gleim sagt:

„Sie singen laut im hohen Chor
„vom Tod für's Vaterland uns vor,
„doch, kommt ein einziger Husar,
„So läuft die ganze Barden-Schaar!"

Sein Tod.

Von diesem höchst traurigen Ereignisse weiß man so eigentlich wenig, und dies wenige ist zur Zeit noch nicht ganz zu verbürgen, erst die Zukunft muß uns darüber aufklären; jetzt sind die Leute, welche bei der Katastrophe gegenwärtig

waren, entweder gefangen oder bei der Armee des Königs, ein großer Theil seiner Gefährten hat sein Schicksal getheilt. Er selbst verhinderte es, daß man jetzt noch nicht mehr von seinem Ende sagen kann, denn er sandte alles, was ihn sonst umgeben, entweder freiwillig von sich hinweg, oder verschickte es in Dienstgeschäfften. So weiß man wenig zuverlässiges und muß sich mit Erzählungen von Leuten begnügen, die nicht zu entfernt waren, oder zugegen gewesen seyn wollen, ohne daß man jedoch weiß, ob Wahrheitsliebe ihre Aussagen leitet. Die Zukunft also muß berichtigen; ich schreibe nieder, was ich da- oder dorther erfuhr.

Bekanntlich übernahm Louis das Commando der Hohenlohischen Avantgarde; sein Quartier befand sich in Rudolstadt, wo er im Schlosse des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt wohnte und sehr gastfreundlich aufgenommen war.

Der Capellmeister Dussek, welcher ihn immer begleitet hatte, war ihm auch hieher gefolgt, um dem Prinzen die Pausen, welche im Treiben seiner militairischen Laufbahn entstanden, mit seiner Lieblingsunterhaltung, (Musik) auszufüllen.

Er war und blieb immer der heitre, frohsinnige Mensch, wie man ihn von jeher gekannt hatte, bis zum siebenten October; aber an diesem Tage endete sein Frohsinn. Ueber die Urgründe dieser Verwandlung liegt der Schleier des Geheimnisses noch bis daher ausgebreitet; was darüber bekannt ist, stehe hier.

Am siebenten October gab der Fürst Hohenlohe dem Prinzen einen Besuch, der beinahe zwei Stunden währte und bei dem beide ganz allein waren.

Bei dieser einsamen Unterredung ging eine Totalveränderung mit Louis vor. Munter ging er in das Zimmer zu dem Besucher; düster trat er daraus zurück und blieb es bis zu seiner Todesstunde. Er war nicht mehr kenntlich; sein sonst offner Feuerblick ruhte jetzt oft und lange düster am Boden, ein gewisser Gram, ein geheimer Kummer lag in seinem Antlitze, seine Neigung für die gewohnte Beschäfftigung, sein ganzer Frohsinn war verloren, eine finstere Laune hatte ihn ergriffen. Er ging jetzt, was er vordem nie gethan, lange schweigend und Grillenbrütend auf und ab.

Das währte so durch 24 Stunden fort. Jetzt griff er wieder zur Musik, aber sein Thun

hatte den Charakter einer gewissen Schwermuth angenommen, er war nicht mehr der Alte.

Theilnehmend suchten seine Umgebungen die Ursache seiner Stimmung zu erfahren; aber er schwieg.

Einmal, als er mitten in der Exekutirung einer musikalischen Piece inne hielt und vor sich hin starrte, fragte der Musiker Dussek ihn wieder um den Grund seines Kummers.

Ich kenne Eure Königl. Hoheit nicht mehr, seit der Fürst Hohenlohe bei Ihnen war.

„Er hat mir manches gesagt" erwiederte er.

Capellmeister. Mein Prinz, beruhigen Sie sich. Warum verbittern Sie sich das Leben? Sonst war das Ihre Sache nicht.

Louis. Ach, es steht schlecht mit uns, schlecht mit der ganzen Preußischen Armee: ich halte sie für verloren.

Capellmeister. Unmöglich.

Louis. Scheinbar gewiß; aber ich werde unsern Fall nicht überleben! Ich werde handeln! Und nun kein Wort mehr davon.

Noch spielte er an diesem Tage, von Dussek akkompagnirt; aber sein Spiel trug das Gepräge der Befangenheit, der Trauer. Nur das Adagio war sein Thema, oder er phantasirte

allein in wilden brausenden Akkorden oder in schmelzenden Harmonien, die sich aber immer wieder in rauschende Klänge auflöseten.

Der 9te October erschien. Schon plänkelten die beiderseitigen Vorposten. Der Prinz erhielt die dreifache Nachricht, daß das Tauenziensche Corps bereits engagirt gewesen sey und sich durchgeschlagen habe, daß schon einige seiner Schildwachten von französischen Tirailleurs weggeschossen wären, und daß er am morgenden Tage, am 10ten vom Feinde angegriffen werden sollte.

Alles dies zusammengenommen wirkte, bei seiner jetzigen Stimmung sehr lebhaft auf ihn.

„Mit dem Angreifen werde ich ihnen zuvorkommen" — beschloß er — „und so zugleich den Schildwacht-Neckereien ein Ende machen. Am 10ten sehr früh, ging er nach Saalfeld hinüber zu der Vorpostenkette. Er war von seinen Adjutanten, v. Nostiz, v. Möllendorf und v. Kleist begleitet. Der Capellmeister Dussek und verschiedene seiner Leute hatten darauf gerechnet, ihm zu folgen; aber er wies sie zurück und verordnete, daß sie in Rudolstadt bei seiner Equipage bleiben sollten. Dringend bat besonders ein Chirurgus, der sich in seinen Diensten befand, mit ihm gehn zu dürfen; aber er behauptete, er brauche ihn nicht, hieß ihn ernstlich zurückbleiben

und

und nahm nur den Stallmeister Posert und einen Reitknecht mit.

Da saß er zu Pferde und wollte fort; noch einmal sah er zurück nach Dussek, der zu ihm eilte; er sah diesen mit einem Blick an, als nehme er auf ewig Abschied von ihm, rief dann mit einem wunderbar gepreßten Tone: „Adieu!“ und sprengte fort.

In der Gegend von Schlaiz traf man auf den Feind. Die Adjutanten folgten dem Prinzen. Die französischen Kanonen begannen zu donnern, Louis sah sich um; einer der Begleiter schien verändert. „Nun, nun!“ — sagte er lächelnd, indem er jenen bei seinem Namen nannte: „Nicht blaß geworden, nicht gezittert: was soll sonst später werden?“

Er sollte die Brücke von Saalfeld vertheidigen und dem jenseits stehenden Feinde den Uebergang wehren; er meinte dies am besten zu leisten, wenn er den Feind angriffe und ihn so weit als immer möglich davon zurücktriebe. So besetzte er die Brücke nur schwach, ging mit seinem ganzen Corps 6- bis 7000 Mann stark hinüber, und griff, Morgens um halb Neun Uhr die Franzosen an, welche er ungefähr auf 5 bis 6000 Mann schätzte. Der Feind wich der Wuth seines Angriffes, aber nur auf eine geringe Strekke, bis er sich an das Corps des Marschalls

Soult anlehnte, von dessen erfolgter Ankunft auf diesem Punkte der Prinz keine Kenntniß hatte. Er ward gedrängt, aber er wich nicht, und sprach seinen Gefährten Muth ein. Als er sich von der Stärke des Feindes — der 30,000 Mann stark war — überzeugt hatte, sandte er seine Adjutanten fort zum Fürsten Hohenlohe, und ließ Succurs fordern. Nostiz war bereits verwundet, er selbst hatte eine Blessur am linken Arme.

Er kannte die Wichtigkeit des Passes, den er vertheidigen sollte, und so setzte er der französischen Tapferkeit lebhaften Widerstand entgegen. Heftig drängte er immer vor. Seine Preußen sanken, Leiche reihte sich an Leiche. Jetzt sah er sich vom Feinde umgeben, mehrfach verwundet; er stand, durch vielfache Uebermacht besiegt, an der Wahl, in Kriegsgefangenschaft zu gerathen, oder mit Ruhm bedeckt zu fallen.

Ein Anderer hätte wahrscheinlich das erstere gewählt; aber er hätte nicht der nämliche Louis seyn müssen, welcher bei Mainz der Erste in der französischen Schanze war, der den Oestreichischen Gemeinen unter dichtem Kugelregen vom Schlachtfelde trug, der so glühend an der Ehre seines Hauses hing, der so fest, selbstständig und würdig stolz seinen Weg ging.

Er zweifelte nicht in der Wahl; für ihn war nur das Eine: der Tod auf dem Bette der Ehre.

Aus neun Wunden strömte bereits das Herzblut des Helden. Er wich nicht und suchte sich theuer zu verkaufen.

Seine rechte Hand war gelähmt. Er konnte nicht mehr fechten, er konnte nur noch seine Krieger bitten, nicht zu weichen.

Pardon! riefen ihm die Feinde zu, welche seinen Muth ehrten und gern das Aeußerste vermeiden wollten.

„Zur Hölle mit dem Pardon" — rief er — „Vorwärts, Kinder!"

Das Gedränge wurde dichter. Er kam zwischen die Feinde. Noch einmal bot man ihm Schonung, er verschmähte sie.

Da sprengte ein Sergeant-major, von dem dritten Regiment der Kaiserlich-französischen Chasseurs à cheval heran, und stieß ihm seinen Säbel in die linke Brust.

Zum Ueberfluß fuhr auch noch in dem nämlichen Augenblick eine Gewehrkugel durch sein Herz. Zu spät zur Rettung eilte jetzt der vorhin versandt gewesene Adjutant von Nostiz herbei, der zwiefach tödtlich Verwundete sank leblos in seine Arme.

Das Blut entströmte der Todeswunde, er sank zurück, das Heldenauge brach.

Er war nicht mehr, der edle deutsche Mann!

Der König ließ sich den Leichnam von dem französischen Befehlshaber jenes Corps erbitten: aber man hatte die Ueberreste des Helden bereits in die Kirche von Saalfeld beigesetzt.

Die Herzoginn von Coburg ließ den Verewigten mit einem Lorbeerkranz schmücken, und wer in jener Gegend Gefühl für Heldensinn und Heldenkühnheit besaß, besuchte sein Grab, und nahm, zum Andenken an einen braven Deutschen, eine Locke von seinem Haupthaar mit hinweg. Seine Gebeine schlummern neben der Leiche eines wackern Prinzen von Sachsen-Coburg, welcher für das Haus Oestreich im Türkenkriege — gleichfalls auf dem Schlachtfelde — den Tod der Ehre fand.

Den Franzosen selbst ist sein Andenken werth; mit Achtung sprechen sie seinen Namen aus. Mit inniger, tiefer Wehmuth nennen wir ihn.

Gottes Friede mit seinem Staube! Er war einer der bessern Menschen; nicht fehlerfrei, denn er war nur ein Mensch; aber einer der bessern in der sterblichen Menge!

Mit dieser Ueberzeugung lege ich die Feder aus der Hand; mit dieser Ueberzeugung — das hoffe ich mit Zuversicht — legt auch der Leser diese Blätter hinweg!

8.35/

B6

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stein, Karl

Anekdoten aus dem Leben des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen

Berlin 1807

Biogr. 655
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064692-3